Unschuldige

Pasquinaden.

1770.

Von Mißbräuchen unserer Zeit.

Latius steht an einem schnellströmenden Flusse, er erzürnt sich, er murrt, er wird verdrießlich, er will mit seinen Reden und Drohungen den Lauf seiner Wellen aufhalten: dieses ist das wahre Bild eines Stoikers, eines unempfindlichen Menschen, der die Welt verbessern will.

Man sieht auf dem Theater der Welt mancherley vermischte Begebenheiten und Fälle: manche schmeicheln, manche hintergehen; indessen bemerkt man auf diesem Schauplatze der

Welt Gutes und Schlimmes, Wahres und Falsches, auch viel Verführendes: einer lacht, der andre weint, oftmals alle Beyde ohne Ursach; einen treffen die Stürme des Unglücks, ein andrer entgeht denselbigen; der eine verliert sein Vermögen, der andere vermehrt seine Güther; einer läuft dem Glücke nach um es einzuholen, einem andern geht das Glück wie entgegen, und läuft demselben gleichsam nach; mancher verwundet uns mit schmeichlerischer Hand und Verstellung; jener liebt die Seinigen, ein andrer liebt nur sich allein, mancher weis nicht einmal was er liebt; einer macht einen Contract, ein anderer macht sein Testament, einer stirbt im zwanzigsten Jahre, und mancher verheirathet sich im sechzigsten; kurz, die Veränderung, der Eigensinn, die Neuigkeit, und noch mehr als alles dieses: ein gewisses, ich weis nicht was, machen dasjenige aus, so man die Welt nennet.

Das Glück und das Unglück folgen uns nach, ohne daß wir es bemerken. Dorius schätzt sich für unglücklich, morgen aber verspricht er sich ein Glück, welches er selbst flieht; denn morgen wird er sich noch immer unglücklich schätzen.

Es giebt in der Welt wenig Gründliches, ein großes leeres Feld, aber viel Muthmaßungen. Mestius betrachtet einen seiner Mitbrüder genau, er untersucht seine Person, er zieht

Kund-

Kundschaft ein, er behält vieles von ihm in Sinn, er erkundiget sich noch mehr nach ihm; und doch muß er zugeben, daß er nichts von ihm weis.

Die Welt ist ein großes Räthsel, welches ein jeder Mensch auslegen will: derjenige, der desselben Verstande am nächsten kömmt, ist der Verständigste, aber er ist nicht der Allervernünftigste.

Die Welt ist ein großes Alles: die Begriffe, so wir uns davon machen, sind oftmals große Nichts; sie ist ein so großes weitläuftiges Gemählde, eine solche allgemeine Abbildung, welche so voller verschiedener Stellungen und so mancherley veränderlicher Abwechselungen ist, daß unsere Begriffe fast niemals den Vortheil haben, den geringsten Theil davon recht deutlich zu kennen: die Verschiedenheit so vieler Gegenstände blendet unsere Einsichten und unsere Erkenntniß, ihre Schönheit setzt uns in Bewunderung, ihre wundernswürdigen Würkungen bringen uns zu einem solchen Bewundern, daß deswegen alle unsere Einsichten und Wissenschaft davon, entweder eitel, oder zum wenigsten zweifelhaftig werden.

Alle Sachen haben eine gute oder eine schlechte Auslegung, und dieses mehr nach dem Sinne, welchen man einer jeden Begebenheit

bey ihrem Ausgange giebt, als der sonderbare Fall selbst; daher geschieht es, daß wir uns so leichtlich irren, daher entspringt auch die Quelle so vieler falscher Meynungen, so vieler lächerlicher Gedanken, und so mancher irrigen Beurtheilungen.

Die Austheilung der Güther, oder des Elends, ist noch viel ungleicher, als es nicht scheint: man muß zugeben, daß es Menschen in der Welt giebt, die so wohl glücklich als unglücklich sind, deren Leben ein gleicher Beweis vom Glück und von Noth ist, da indessen andere Menschen alles nach Wunsche in ihrem Besitz haben, welchen das Glück stets wider ihren Willen, so zu reden, gleichsam zulachet, welchen der höchste Glücksgipfel von mancherley Güthern nur noch die erste Stufe davon zu seyn scheint, zu der Zeit, da andere Menschen von einem ganzen Haufen Elend umgeben sind, welcher diesen nur noch etwas geringer Drangsale zu seyn scheinet; obgleich der traurige Zustand und das Elend, so sie quälet, entsetzlich zu beschreiben ist. Alles dieses beweiset eine Vorsicht, deren Geheimnisse unerforschlich sind.

Es ist gewiß, daß selten ein Mensch sich so wohl in sein Glück als in sein Unglück weislich schicken kann: ein jeder Stand, so schlecht und verächtlich als er auch seyn mag, hat doch immer eine gewisse glückliche Stufe, an sich selbst betrachtet.

Die

Die Abwechselung und diese Menge von Zufällen, die wir in diesem Leben erfahren, ist etwas Anmuthiges und Reizendes, in Absicht auf das Unangenehme und Verdrüßliche: man tadelt die Welt, man hasset ihre Maximen und Meynungen, und oft verzeihet man ihr alles, weil es uns die Zeit vertreibt, und beschäfftiget.

Man theilet die Welt ein in Königreiche, in Provinzen, in Städte, in Flecken, in große Marktflecken, in Dörfer, in kleine Dörfer, die zu einem andern Dorfe gehören, in Höhlen, man erlaube mir, daß ich sagen darf: daß man in allen diesen Orten nichts als Menschliches findet, nämlich: Tugenden, Laster, und stets Begierden.

Die Hälfte unserer Lebensjahre bringt man zu, seine Pflichten, oder Schuldigkeiten, und die Mittel sich glücklich zu machen, zu erkennen: die übrige Lebenszeit aber vergeht unter vielen Entschließungen, sie läuft unter vielen Entwürfen zu Projecten ab, kurz, es verstreicht mit Beschäfftigungen, die fast zu nichts dienen.

Weil Glück und Unglück in der Welt abwechseln, so erfähret ein jeder Sterblicher das Wohl und das Uebel, eins ums andere.

Dieses große Ganze ist rund, ich verstehe hier die Welt, auch deswegen drehet sich darinne alles, alles wirft daselbst um, alles geht da zu Grunde: das macht, daß nichts Weltliches recht gewiß ist; sondern nur Muthmaßung bleibt.

Man bringt seine Lebenszeit zu, sich gegen andere Menschen zu beschützen, und andern zu schaden; man stirbt, nachdem man den Nebenmenschen eben so viel Elend gemacht hat, als man selbst ausgestanden.

Wenn man ein elendes Leben in der Welt führen muß, so ist es mühsam zu ertragen; führet man hingegen ein glückliches Leben, so ist es unangenehm, daß man es verlassen soll: alles dieses beweiset eine Aufhebung aller Dinge gegen einander.

Mancher tadelt anderer Leute Fehler, und meynet, er sey dergleichen Fehler nicht schuldig, da er doch die nämlichen Fehler längst begangen hat.

Wie ich dieses Buch zu schreiben anfieng, so sagte ein guter Freund zu mir: Ach! schreiben Sie dieses Buch erst in Ihrem Alter, wenn Sie bald sterben wollen, alsdenn werden Sie noch erfahrner in der Erkenntniß der Sitten seyn. Ich antwortete ihm hierauf: Wissen Sie

Sie denn nicht, daß man im Guten keine Neuerung mehr anfängt, ob es gleich noch in schlimmen Sachen geschiehet. Die Messaline hat sich lange Zeit zuvor in Rom schändlich aufgeführt, ehe jene Markgräfinn in Paris sich auch garstig aufführte. Die Welt ist ein lustiges Werk, zuweilen traurig; nichts als die Schauspieler und die Auszierungen verändern sich in der Welt.

Man bemerkt in der Welt eine Abwechslung von Gegenständen, eine zusammenhangende Veränderung aller Dinge, eine gewisse Anzahl von Glücks- und Unglücksfällen, welche manchem nehmen, um andere zu bereichern. Ein widriger Zufall beruhiget den Alinthes und stürzt den Melamires zu Boden: das nämliche Glück, welches jenen zu des Fürsten Liebling machte, weiset ihn jetzt ins Elend.

O wie glücklich waren die Zeiten unserer Vorfahren, die die Unschuld und die Aufrichtigkeit thronen sahen! so spricht man noch fast immer, ich aber meyne: daß das Alterthum deswegen nur weise heißt, weil es von unserm Jahrhundert entfernt ist; dann je mehr ein Gegenstand entfernt ist, desto weniger scheinet er so wie er ist. Die Menschen waren Menschen auch zu den Zeiten Senecä, sie werden es stets seyn, obgleich unsere Enkel sagen: O wie wa-

ren die Zeiten unserer Voraltern so glücklich zu nennen!

Unsere allgemeine Mutter, die Natur, so der Allerhöchste erschuf, handelt allezeit nach richtigen Regeln, wir Menschen aber beurtheilen selten, ich will nicht sagen, niemals, nach den nämlichen Regeln. Die Natur verwilliget uns bey unserer Geburt eine gewisse Zahl von nützlichen Erkenntnissen, alle andere Entdeckungen sind mehr unter das Angenehme als unter das Nützliche zu zählen.

Die Liebe, so sich zur Unsterblichkeit bey uns findet, ist ein deutlicher Beweis, daß Gott den Tod nicht geschaffen und nicht gewollt hat: auch beweiset dieses Verlangen nach der Unsterblichkeit deutlich, daß wir eine unsterbliche Seele haben, die Gott durch den Tod nicht untergehen lassen, sondern selbige erhalhalten will.

Man muß sich nicht so sehr in die Vergnügen vertiefen, denn sie sind nicht zureichend, wirklich und beständig, uns zu ergetzen; man muß sie gleichsam nur oben hin tractiren, wenn man die Hefen davon nicht kosten und ihr Lächerliches nicht entdecken will. Dann in gewissen Vergnügen ist jeder Mittelpunkt Tugend, der Mangel und die Uebermaaß desselben sind Laster; bey andern Vergnügen hingegen

hält

hält die Tugend ihren Rang, ich will so viel sagen, das Mittel. Alle Extremitäten sind Laster.

Man wünscht sehr oft nicht hintergangen zu seyn, ob man gleich will, daß man es seyn möge: die Maske und die Verstellung würzen oft die Vergnügen.

Wenn man die geheimen Würkungen der Leiber unterscheiden will, so muß man dieselbigen zergliedern: aller menschlicher Geist ist menschlicher Geist, so mächtig und so wallend in einem Kinde, als in einem Manne, eben so in einem Einfältigen, als in einem Gelehrten; nichts als der Unterschied der Werkzeuge, die so gekünstelt, oder so zugerichtet und gebauet sind, ist daran Ursache, daß sie die Würkungen des Verstandes verhindern oder aufhalten. Es geht hier wie mit zwey Gefangenen, davon dem einen mehr Licht in seinen Kerker als dem andern fällt: die Vernunft vernünftelt stets, sie ist immer in Bewegung, zuweilen weis sie nicht, was sie thun soll, da hat sie nöthig, daß sie eine Sache in Zweifel zieht; wenn sie aber zweifeln soll, so muß sie gleichsam müßig seyn: der menschliche Geist überleget immer, das ist die Quelle vieler falschen Vorurtheile.

Jener Komödiante Moliere, versammelte viele Menschen an einen Ort, ließ sie noch darzu brav bezahlen, um ihnen ihre Thorheiten und ihr Lächerliches zu zeigen: ich für meine Person, ich will den Lesern sagen, daß dieses Buch nicht untergehen wird, weil es von den Auslachenswürdigkeiten der Menschen handelt; unschuldige Pasquinaden, die vielen nützen können.

Ohne Güther, ohne Adel, ein Bisgen Verstand, um sich aus dem Handel zu finden, alles dieses sollte das Glück eines Prate machen. Nun Prate fängt an sich hervorzuthun, sucht sein Glück, findet dasselbe, zu seinem Unglück wird er eines Fürsten Liebling, er hat Neider, kurz, er verliert seinen Kopf, den er lange Zeit in seinem unbekannten vorigen Stande würde behalten haben. Wer nicht hoch steigt, fällt nicht hoch.

Wenn die Wahrheit nicht das Theil, noch die Eigenschaft der sündigen Menschen ist, so haben sie doch zum wenigsten ein Bild, oder einen Schatten davon: in funfzig Tausend Jahren wird ein Weltweiser kommen, der sich rühmen wird, daß er die Wahrheit entdeckt habe; er wird seine Anhänger haben, welche meynen werden, daß dieser Philosoph allein die Irrthümer zerstreuet, und daß man nun erst anfange deutlich einzusehen.

Die

Die Vernunft soll in weltlichen Sachen regieren, dem ohngeachtet wird sie regieret; übrigens steht man nur für das Aeußerliche.

Wenn man alles sehr scharfsinnig und genau erwäget hat, so besteht das gegenwärtige Glück der Menschen unserer Zeiten in diesen zween Worten: **Geld und Gesundheit**; alle ihr Unglück und Elend entsteht von **Armuth und Krankheit.**

Mein Leser, dir wird ohne Zweifel die Zeit lang, denn die Moral ist an sich selbst sehr ernsthaft, sie wird einem wie zur Last, wann sie uns unsere Fehler vorrückt; nein, man muß nicht aus dem Lande gehen, noch sich aufs Meer begeben, um einen Menschen zu finden, es sind deren überall, ich will sagen **Fehler.**

Es giebt Leute, die nichts weiter, als das Aeußerliche von Tugend verlangen, man findet andere, die das Aeußerliche des Lasters haben wollen, manche wollen keins von beyden, und wieder andere haben nur den Anschein davon.

Es ist Ihnen, mein Herr, sehr leicht, andere zu verläumden, könnte man zu mir sagen. Entweder soll Sie ihre Moral verbessern, oder Sie sind ein lächerlicher Mensch. Ich antworte hierauf: die Vernunft soll mich verbessern, und die Begierden widersetzen sich derselben.

Keine

Keine Krone ist schwerer als diejenige, welche Pohlen seinen Königen auf das Haupt setzet. Als sich einstmals ein Pohlnischer König mit einem Engländer unterredete; sagten Ihro Majestät zu ihm: Wer sollte wünschen ein König zu seyn? Wie wenig dachte ich daran, da ich bey ihnen in England war, daß die Kronen von Dornen geflochten würden. Drum singt jener Dichter:

Es klingt zwar herrlich in den Ohren,
Zum Herrscher von der Welt geboren,
Und größer seyn von Würdigkeit;
Allein der Glanz von zehen Kronen,
Die Majestät so vieler Thronen,
Ist nur der Unruh Feyerkleid.

Die Welt ist nach dem Falle der ersten Aeltern ein zusammengesetztes von Guten und Schlimmen, von Wahren und Falschen, von Schönen und Lächerlichen. Arbeitet, leget euch auf die Wissenschaften, wird mir ein Vater sagen, dessen Leben demjenigen, was er mir lernt, ganz entgegen gesetzet ist. Seyn Sie keusch und mäßig, sagt ein Aufseher zu mir, dessen heimliche Ausschweifungen, ob sie gleich heimlich geschehen, dennoch zu tadeln sind. Mancher Mensch wird aus einem wohllüstigen Hause gehen, wird dieses Buch nehmen, so ich itzt schreibe, und wenn ein solcher Mensch darinne lesen wird: daß die gesunde Vernunft in weltlichen Dingen unser Wegweiser ist, daß die vie-

hische Wohllust den Verstand schwächt, daß die tollen und unmäßigen Wohllüste den Leib und das Gemüthe verderben; so wird er sagen: O wie denkt dieser Mann so fürtrefflich, das ist fürtrefflich gedacht! : : : : : aber dabey bleibts bey einem solchen, denn dem ohngeachtet geht er gleich wieder an den Spieltisch, oder zur Venus. So verderbt sind viele. Möchten sie doch weise werden und anfangen vernünftig auf ihr zeitliches und ewiges Wohl zu merken! Man findet in unsern Tagen Leute, die mit gleicher Emsigkeit die Predigten und die Komödien anhören. Tadelnswerthe Unart! Das Leben der mehresten Menschen ist eine Vermischung von Tugenden und Lastern: man stirbt, nachdem man sich in beyden geübet hat. So gehts, leider! in der Welt zu. Exempla sunt odiosa.

Man kann eben unglücklich seyn, wenn auch lauter Tugend da wäre, eben so wohl, als man es in unsern Tagen bey Tugend und Lastern seyn kann. Die Verschiedenheit der Gegenstände, der Unterschied der Sitten, der Stände, des Alters und der Temperamente verursachet, daß manche Leute ganz Tugend, manche hingegen sehr unartig sind. Manche Menschen sind tugend- und lasterhaft zugleich: manche hingegen, so zu reden, weder tugendhaft noch böse; kein Mensch ohne etliche Qualitäten, keine Tugenden ohne Fehler: alles dieses macht eine ungleiche Anordnung, eine un-

vollkommene Gleichheit, ein vollkommen Ganzes; ein schönes Feines, welches beliebt: das ist die Welt.

Das Masculinum und das Femininum sind gemacht, daß sie mit einander sich wohl vertragen sollen: Mann und Weib hingegen vertragen sich oft schlecht mit einander; als Geschlecht betrachtet, sind sie eins fürs andere geschaffen: als Art betrachtet, sucht einer den andern zu tadeln und durchzuziehen.

Sehen Sie doch, sagt Cisiphes zu mir, diese prächtige Erdbestattung. Dieses Begräbnißgefolge ist ein junger Abt von achtzehn Jahren, welcher durch sein Absterben der Kirche 10000. Thaler restituiret, die er bey dem Fräulein von ..... verschwendete; und eben diese tödtete ihn gestern auf seinem Kanapee mit dem Schlage eines Fechers.

Unser Glück folgt uns nach, aber wir fliehen es, eben da wir es suchen: wir unterlassen nichts was nöthig ist, um es zu verderben: die Güther thun es nicht, sondern die Vernunft, je mehr man davon hat, je vergnügter ist man.

Engastes ist seiner Liebste nicht getreu, welche ihn liebet. Lanitius liebt eine Undankbare, die ihn verachtet, weil die Verachtung die

die Zuneigung der Mannsleute erreget, und die Gewogenheiten dieselbige vertilgen.

Die Natur hat solchergestalt an unserm Glück gearbeitet, daß sie uns hochmüthig gemacht, und uns abzuhalten unsere Fehler einzusehen; dem ohngeachtet ist es eine Gemüthsbewegung, oder ein Affect, welcher macht, daß wir andere Leute hassen, die wir nicht bloß darum verbessern, daß sie sich bessern mögten: sondern vielmehr deßwegen, damit wir sie damit überreden mögten, daß wir nicht die nämlichen Fehler an uns haben, deßwegen wir sie tadeln.

Der Eigennutz verblendet und macht auch nach und nach scharfsehend; manche machen sich diese Blindheit anderer Leute zu Nutzen. Ein eigennütziger Mensch spielt allerhand Rollen, so gar die Rolle des Ohneigennützigen: zu viele Begierden setzen ihm zu, ohne daß er sich zu entschließen im Stande ist: sein Gemüthe treibet ihn zu diesem Zweck, sein Herz zu einem andern; itzt macht er sich aus derjenigen Sache nichts, die er zuvor hochschätzte. Entweder muß die Folge der Zeit den Werth der Sachen verändern, oder der Mensch muß einen Grund des Leichtsinns und der Unbeständigkeit bey sich haben, welcher ihn nicht ehe verläßt, als bis er nicht mehr in der Zeit lebt.

Die Aufrichtigkeit, so wie sie seyn soll, ist eine Einbildung, ein eitler Gedanke: diejenigen, die sich einbilden, die Aufrichtigkeit zu haben, haben aufs höchste weiter nichts als eine falsche Verstellung, um anderer Menschen Heimlichkeiten zu erfahren.

Die Aufrichtigkeit, die Wahrheit, die Hintansetzung des Eigennutzes sind beynahe den Geistererscheinungen gleich: jedermann redet davon, ohne welche gesehen zu haben; man sieht nichts als ihre Bilder, die man sich im Sinne macht.

Ikaris fragt den Palides um guten Rath, nicht etwa deßwegen, daß er ehrerbiethig gegen die Rathschläge des Palides sey und seine Einsicht höher als seine eigene schätzte; nein. Hingegen geht Palides den Ikaris nicht etwa aus Ohneigennutz mit Rathschlägen an die Hand: sondern vielmehr aus der eiteln Ursache des Hochmuths und der eitlen Ehre.

Die List, oder das verschmitzte Wesen, ist eine Art von einer Maske, es ist eine stete Lügen; die allerfeinste List aber ist, wenn man thut, als wenn man in die Netze fiele, die man uns gestellet hat.

Der Charakter der Plauderer ist dieser, daß, ehe sie schwiegen, sie lieber von sich selbst

reden. Man findet welche, die Witz und Verstand haben, die in der That geschickt sind; aber sie können sich nicht aus dem Hanse finden, wenn sie nicht in Gesellschaft mit Thoren sind. Darum bleibt es ausgemacht, daß fast stets etwas an unsern Vorzügen und Geschicklichkeiten fehlet.

Die Beständigkeit wird nicht allzeit beym rechten Namen genennet: denn man liebt entweder eine Person deßwegen, weil man täglich neue Vollkommenheiten an ihr entdeckt, die uns fesseln, und alsdenn ist es eine ausgemachte Unbeständigkeit, oder aber eine Beständigkeit, die von Qualität zu Qualität fortgeht; oder man wird einen Gegenstand überdrüßig, und ohngeachtet des Ueberdrusses fährt man doch aus Phantasie, oder aus Furcht ausgelacht zu werden, fort, diesen Gegenstand zu lieben, alsdenn ist es eine gezwungene Beständigkeit. Zum Exempel: Leander hat die Talie zwanzig Jahr geliebet, nun ist er sie müde zu lieben, er hat keine Ursache mit ihr zu brechen; was thut er? Leander bringt sie heimlich ins Geschrey, um seine Unbeständigkeit zu rechtfertigen.

Vielmals ziehen wir große Vortheile aus den Lastern, ihre Vermischung mit den Tugenden ist, so zu reden, einem Gegengifte ähnlich, der aus Gift zubereitet wird; die gesunde Vernunft

nunft und die Klugheit ziehen daraus sehr nützliche Schutzarzeneyen.

Die Natur scheint uns gleichsam von unserer Geburt an Grenzen zur Tugend und zum Laster gesetzt zu haben: daher geschieht es, daß von Zeit zu Zeit sich Helden in der Tugend und im Laster in der Welt finden.

Eine ehrbare Mittelmaaße soll dem Menschen genug seyn: das Leben und die Kleidung sollen sein Wichtigstes seyn; die Art selbige zu haben, ist etwas so dazu gehört. Doch das Leben und die Kleidung zu erhalten, macht uns die mehreste Mühe. Ein Tisch, von welchem zehen Familien leben könnten, ist dem Petrarcha nicht zureichend, da indeß Egines mit Wasser und Brod in einer schlechten Wohnung zufrieden ist. Die schlechteste Schaafswolle bedeckt und kleidet einen Nuges, und schützt ihn vor Wind, Sturm und Wetter, vor Hitze und Frost, da hingegen Gold und Seide kaum zureichend ist den Florian zu kleiden. Folglich, weil die Austheilungen so unterschieden, so muß es freylich geschehen, daß manche reichlicher als andere versehen sind; und wenn ein großes Gefolge einem Kriton kaum zureichend ist, so ist hingegen ein Trogus mit sich selbst zufrieden, und macht sein Glück daraus, daß er wenig braucht.

Gemei=

Gemeiniglich tadeln die Menschen dasjenige, so ihnen mißfällt: nun geschiehet es, daß uns wenige Dinge gefallen, folglich geschieht es auch, daß wir fast alles tadeln.

Die Welt ist ein Wirthshaus, wo ein jeder nach seiner Art einkehret, und man macht daselbst nicht mehr aus uns, als in Absicht auf die Ausgabe die man daselbst macht, oder in Absicht auf den äußerlichen Staat und Pracht, welchen man daselbst an sich beym Eintritt in den Weltgasthof sehen läßt.

So lange uns das Glück lacht, so lange die Sonne des zeitlichen Glücks scheint, so lange sind die Freunde in Menge da; wenn es aber stürmt und schloßet, so fangen auch die bisher treu gewesen sind, alsdenn an, kleinmüthig zu werden, und sich aus dem Spiel zu ziehen. So sind einmal die Sterblichen beschaffen: so lange das Glück des Abgotts währet, so lange sie Vortheile von einem Vornehmen und Reichen erlangen können, so bücken und krümmen sie sich; so bald aber, als sich das zeitliche Glück und Wohlseyn ändert, so zeigen sich die Modefreunde in ihrer wahren Gestalt, fliehen und spotten seinem Schicksal. Zur Zeit der Anfechtung kann man den Charakter der Tellerlecker, Schmeichler und anderer hündischen Kreaturen am genauesten kennen lernen. An den Höfen findet man hievon mehrere Beyspiele, als im gemeinen Leben.

Jener christliche und gelehrte Patriot pflegte zu sagen: Viele Regenten sehen oftmals Vier Dinge selten in ihrem ganzen Leben, oftmals aber auch wohl gar nicht. Nämlich: Aechte Freunde, die Wahrheit, die Morgenröthe und einen treuen Diener.

Vermöge der Bulle Pauli II. vom Jahr 1464. kann kein anderer als ein Kardinal zum Pabst gewählt werden. Daher der Kardinal Bellarmin, als ihn ein Prälat fragte: Warum so wenig Kardinäle in dem Verzeichnisse der Heiligen vorkämen? gar wohl zur Antwort geben konnte: Quia nolunt esse sanctissimi.

Der Prinz von Rohan, Gouverneur zu Domingo, heyrathete die Mademoiselle Goaffier, eine einzige Tochter. Das Heyrathsgüthlein war gering, und betrug mehr nicht, als 100000 Gulden jährliches Einkommen von den besten Güthern. Englischer Verstand! denn nach den neuesten Lehrsätzen macht das Geld Leute, Verstand und Gelehrsamkeit. Es ist daher zu sehr vielen Dingen nütze, und ein solcher Herr Schwiegerpapa darf sodenn gegen den Herrn Schwiegersohn schon ein bisgen mehr dicke thun, als einer, der zum Heyrathsguth nur meistens Wind und Hoffnung mitgiebt. Geld! schreyt die Welt; es gehört zum Mißbrauch des Jahrhunderts.

Von

Von der Religion.

Wann ich frage: was ist die Religion? so wird ein Christe mir antworten: es ist die Verheißung von der frohen Ewigkeit, das Leben der Seele, die Fackel der Tugenden. Ein Politiker wird zu mir sagen, daß er es also denke, aber daß fast ein jeder unterschiedlich davon rede. Ein Heuchler wird zu mir sagen: daß es der sichere Hafen der Seligkeit ist, ohne welchen man kein ehrbarer Mann seyn kann; seine heuchlerische Aufführung aber sagt mir etwas, so dieser Wahrheit zuwider ist. Endlich wird mir ein frecher Atheiste sagen: daß es eine List ist, so fein erfunden, welche die feinste Politik in der ganzen Welt ausgebreitet hat; man räuchere dem Krokodill in Aegypten, die indianischen Götzentempel und den Bildsäulen, die man in Frankreich Heilige nennet; kurz, man findet an allen Orten Priester in China und Japan, türkische Mönche, Rabbinen, Priester, die unsern Willen durch das System von der zukünftigen Welt zähmen. Wenn ich mit einem solchen frechen Atheisten disputiren will, so bleibt er dabey, daß ein Mensch ein Mensch bleibt, nämlich: sterblich nach allen seinen Theilen, und daß er über das Menschliche nichts befürchten und nichts hoffen solle; nämlich:

lich: über den Termin seiner Sterblichkeit. — So redet ein Gemüth, welches von Irrthümern, um nicht zu sagen, von Unbesonnenheiten eingenommen ist.

Die Religion ist an sich selbst eine heilige Sache, sie hat einen göttlichen Ursprung, sie hat heiligende Würkungen; aber bey der itzigen Welt ist die Religion, so zu reden, weiter nichts als eine Maske, ein Vorwand, eine Staatskunst, eine Staatswissenschaft, um nicht zu sagen, ein Nichts, und die Verbindniß der guten Sitten macht die uns anbethungswürdigste Sache geringschätzig. Jedermann nimmt die Religion zu Hülfe, um seine Endzwecke zu erreichen, so gar der unsinnige Atheiste thut dieses; aber fast Niemand nimmt die Religion zu der einzigen Absicht zu Hülfe, welche Absicht die Religion selbst uns vorträgt.

Die Religion hat auch noch das Vermögen, denenjenigen, so wider sie streiten wollen, das Maul zu stopfen. Die Ruchlosen, die sich gottlose Freyheiten nehmen, begegnen ihr mit Ehrerbiethung, daß sie sich gewisser Vergnügen zu gewissen Zeiten enthalten; und es müßte einer gar ein frecher Atheist seyn, wenn er sich gar nicht in etwas nach der Zeit richten wollte; aber die Politik, der Gebrauch und die Gewohnheit, halten solche Ruchlose immer mehr, als die Schuldigkeit, im Zaum.

Jener

Jener N..... ist ein Atheist, aber er ist es nicht offenbar, man hält ihn noch für einen Frommen, da wo er wohnt: man versichert, daß man ihn ohnlängst hat sehen zur Beichte gehen; es ist wahr, aber er beichtete bey einem tauben und kränklichen Greiße, welchem er ein Goldstück in die Hand gab, ehe er anfieng das was er wollte, und nicht das was er sollte: damit er diesem Greiße das Ohr verstopfte, indem daß er ihm die Hand öffnete.

Die Heucheley in Religionssachen scheint Gott und die Menschen gering zu halten. Die Heucheley scheint auch der Tugend zu huldigen: die Heucheley scheint das zu seyn, was sie nicht ist, und scheint nicht zu seyn, was sie ist.

Eine sechzigjährige Frau, die noch ihre in letzten Zügen liegende Tugend und Ehre retten will, fängt nun an äußerlich andächtig zu scheinen, damit man sie doch noch deßwegen loben müsse. Jene Adeliche ist fünfmal mehr weltlich, als ihre Tochter, ihre Gefälligkeiten berichtigen ihre Neigung, und schmeicheln dem Temperament ihrer Tochter. Die Mama findet eine Schadloshaltung in denjenigen Freyheiten, so sie ihrer Tochter vergönnt; man könnte sagen, daß sie zum wenigsten noch ihrer Tochter gefallen will.

Mancher Ruchloser, welchem vor seinem verkehrten und verderbten Sitten ekelt, und derselben er müde ist, würde endlich die Wahrheit annehmen, wider die er streitet, er würde endlich der Gottesläugnung auf ewig Abschied geben, wenn er nicht das Traurige befürchtete: **Was wird die Welt dazu sagen?** Er fürchtet sich vor dem Spotte, er trotzet nur der Religion aus bloßem Leichtsinn und Furchtsamkeit; es ist ein heuchlerischer Gehorsam und Folge nach den Meynungen anderer Menschen, und diese heuchlerische Folge verursacht so vielen Mißbrauch, und hindert sehr viel Gutes.

Es ist oftmals mancher großer Herr so stolz, daß er erröthet eben denselben Gott und eben die Religion zu verehren, welchen seine Diener verehren.

Die rechten Frommen kennen vom Laster nur das Aeußerliche, und von dem Verbrechen nur den äußerlichen Schein.

Mancher Vater läßt seine Tochter ins Kloster ziehen, die doch dazu keinen andern Beruf als den Verfall ihrer Familie hat, bloß damit ihr Vater ihre Ausschweifungen und ihr Aufsehen, so sie in der Welt etwa machen kann, nicht verantworten darf.

Mancher

Mancher Christ, der so ein kritischer Redner, wie der Philosoph seyn will, ist oftmals keiner von beyden.

Es ist oft niemand in der Kirche, und zwar aus der Ursache: weil solche Leute weniger vom Evangelio überzeuget sind, als derjenige, so es prediget. Mögte doch der Höchste das steinerne Herz wegnehmen und ihnen ein fleischernes geben!

Wenn ich alle falsche und irrige Religionen betrachte, so bringt mich keine mehr in Empörung als die Atheisterey. Ich weis, daß ich bin, dieweil ein Gott ist, der allezeit gewesen ist, der mich geschaffen hat: ich kann mich nicht überreden, daß es Menschen gegeben habe, die in der Atheisterey gestorben seyn, weil ich die Atheisterey, als ein solches System betrachte, welches ein Haufe ruchloser Leute, so wohl aus Hochmuth, als aus Wahrscheinlichkeit unterstützen. Doch eben diese Leute lassen diese Meynung fahren, so bald die geringste Krankheit sie zu Boden wirft, auch die bloße gesunde Vernunft allein stürzt solche unbesonnene Menschen zu Boden. Man bringe mir nur solche Zerstörer der Gottheit her, die keusch, mäßig und tugendhaft seyn mögten; wenigstens werden solche Menschen ohne vorgefaßten Wahn reden. Was mich anlangt, so sage ich: daß die Unmöglichkeit (in welcher ich mich befinde,) zu

zu beweisen, daß kein Gott sey, mich seines Daseyns versichert. Ich bewundere Gott nicht in dem Schönen, so es in der Natur giebt: sondern in dem Schlechten und Geringsten, so wir mit unsern Augen sehen. Ich bewundere Gott in dem Triebe der Insecten und in dem Hervorbringen der geringsten Pflanzgewächse: darinnen läßt sich die Größe eines Gottes bemerken. Ich rede itzt mit diesem hochvernünftigen Menschen, zu diesen vermeynten starken Geistern; ich sage ihnen nicht, daß sie ein Pferd oder einen Baum schaffen sollen, dieses würde zu schön seyn: sondern sie mögen nur eine Kröte schaffen, vor welcher man sich entsetzet, um mir dadurch zu beweisen, daß sie eben davon so viel wissen und verstehen, als derjenige, der alles geschaffen hat.

Vom Glück.

Das Glück ist oftmals weiter nichts, als ein Schiffbruch der Güther unsers Mitbürgers, eine fremde Beute, die man sich zu Nutzen machet. Die ganze Lebenszeit verstreicht mit dem Glückmachen; ein jeder will alle Tage sich glücklicher machen: und so glücklich man auch in seinen Verrichtungen ist, so stirbt man doch gemeiniglich mit der Meynung: man habe sein Glück in der Welt nicht gemacht gehabt.

Glücklich ist der Sterbliche, der bey einer angenehmen Unwissenheit die Gunst des Glücks genießet, dessen Verstand eingeschränkt ist, sich der Gunst des Glücks zu gebrauchen. Ein solcher Mensch weis nichts von diesen glücklichen Talenten, welche den Verstand und die schönen Wissenschaften zuwege bringen, ohne welches der Mensch nicht Mensch ist; ein solcher Günstling des Glücks aber behauptet dreiste: daß Funfzig Tausend Thaler Einkünfte den schönen Wissenschaften vorzuziehen wären, und daß dabey ein Mensch mehr als ein Mensch gilt. Ich würde leicht seiner Meynung Gehör geben, wenn ich es nicht mit den Wissenschaften von der Wiege an gehalten hätte.

Das eigensinnige Glück rufte einstens sehr spåte an der Thüre eines Cynischen Philosophen, der es immer verachtet hatte: Mache mir auf, laß mich ein, ich habe mich mit allem Fleiß deinetwegen auf die Reise gemacht, um dich glücklich zu machen, und du würdest der erste Sterbliche seyn, der sich weigerte, mich einzulassen. Ich kenne dich nicht, antwortete der Philosoh hierauf. Was! sagte das Glück zu ihm, du solltest die Ehrenstellen, den Wohlstand, die Hoheit : : : : : so mein Gefolge sind, nicht kennen? Nein, erwiederte der Philosoph, und ich will sie auch nicht kennen, weil ich alsdenn den Beschwerlichkeiten, den Sorgen, der Unruhe und dem Neide, so auch dein Gefolge mit sind, und welche du mir nicht nennest, ausgesetzt wåre; kurz, geh weiter, meine Wohnung ist klein, bey mir wohnt niemand mehr als die Ruhe, die Freude und das Vergnügen. Das war ein wahrer Philosoph. Ich kenne viele von solchen vermeynten Cynischen Philosophen, die zum wenigsten den Postbothen des Glücks, (ich will sagen, die Begierde, das Verlangen glücklich zu werden) würden beherberget haben. Man merke: die Cynischen Philosophen verachteten alles, was andere groß achteten.

Ich nehme es einem Thoren nicht übel, welchen ein Glücksfall mehr als seine Meriten zu einem großen Glück geholfen hat, wenn er sich damit brüstet und aufgeblasen einher gehet,

weil

weil sein Reichthum ihn an seiner Selbsterkenntniß verhindert; aber ich tadele einen weisen und verdienstvollen Mann, wenn er einem Albern nachgiebt, der einen solchen Charakter führt, wie ich ihn hier beschrieben habe: ich tadele einen solchen Weisen, wenn er ihm nicht zu verstehen giebt, daß er keinen andern Werth als seine Güther, Geld und Staat habe. Ein weiser Perser, der viele Bedienten eines Königs in Persien zu Gefangenen gemacht hatte, ließ solche alle auskleiden, und verkaufte sie erstlich ganz nackend, alsdenn ihre Kleider: und dieses that er deßwegen, damit man eines jeden Werth besser schätzen konnte. Ich meyne, daß es so viele Glücke giebt, als man verschiedene Stände in der Welt findet. Bey diesem System, oder Lehrgebäude, ist es sehr leicht einzusehen, daß das Meiste das Glück macht: wenigstens muß man nur das Gleichmaaß in Acht nehmen; das Viele vergnüget das Meiste, fast eben so, als wie der Ueberfluß das Meiste vergnüget.

Das Glück begleitet nicht allemal die Meriten und den Verstand eines weisen Mannes. Es geschieht oftmals, daß ein kluger und geschickter Mann dennoch wohl Gefahr läuft, den gelben Banquerottierhut tragen zu müssen, um nur diejenigen Schulden zu bezahlen, welche er sich durch die Glückserwartung zugezogen hat. Zudem ist es eine zwiefache Hinderniß, wenn man die Redlichkeit dem Wissen an die Seite

setzet,

setzet, weil selbige hindert, daß man sich einschmeicheln kann, oder daß man doch wenigstens ein Bret auf dem Meere der Reichthümer durch hundert schlechte, verächtliche und oft unerlaubte Mittel zu packen krigt, als da sind: die Schmeicheley, die Verstellung, die falsche Dienstgefälligkeit; man könnte mit besserm Recht sagen, die Hinterlist, die Ungerechtigkeit, und alle diejenigen übrigen Laster, die gleichsam zu Stufen dienen, darauf man auf das unbeständige Glücksrad steigen kann.

Es ist eine gewisse Geschicklichkeit nöthig, wenn man sein Glück machen will, die ich selbst nicht beschreiben kann, und ich bemühe mich stets, eine solche Geschicklichkeit zu erlangen. Man kann gemeiniglich an eines jeden Sterblichen Gesicht lesen, wie glücklich oder unglücklich einer ist; es wäre denn, daß eine wahre Zufriedenheit bey allem zeitlichen Elende sein Herz und sein Gesicht aufheiterte; kurz, daß er ein wahrer Christ ist.

Wenn man alles Mögliche, um sein Glück zu machen, gethan hat, was für Mühe, was für Sorge! Wenn man aber etwas vergessen und in etwas gefehlt hat, welchen Kummer, und welche Vorwürfe hat man sich nicht zu machen? Es giebt solche eitle und stolze Menschen, die man anzureden sich nicht untersteht; sie donnern,

sie murren, so lange als ihr Glück währet; sobald ihre Glückssonne verlöscht, so werden sie umgänglich, aber auch unnützlich.

Das Schicksal des Handwerkmanns hindert mich, daß ich mich nicht unglücklich schätze, weil ich das Glück eines Fürsten in dieser Welt nicht habe.

Ein gewisser Philosoph sagt: ich bin geboren, daß ich mein Glück suchen soll, und ich muß nicht eher ruhen, bis ich es gefunden habe.

Vom Reichthume.

Die Frömmigkeit und Redlichkeit haben zu allen Zeiten den redlichen Mann ausgemachet, heut zu Tage macht der Reichthum den redlichen Mann aus, ohne, daß er es oftmals ist: man könnte fast sagen: daß das erste die Maske, und das andere das Wirkliche ist: der persönliche Werth eines Frommen und Redlichen ist unbekannt, verachtet und wird gering geschätzet; die Reichthümer hingegen werden gerühmet, man trachtet nach selbigen, man widmet ihnen wohl gar das Herz; und warum thut man dieses? Weil es so Mode ist; die Mode will es so haben.

Liphes läßt sich bitten, damit er dem Pilius eine Gefälligkeit, so er von ihm verlanget, abschlagen kann: in kurzer Zeit wehet der Wind des Reichthums dem Pilius nach Wunsch, alsdenn macht er es dem Liphes eben wieder auf diese Weise.

Der Gott, welcher den Verstand macht, der macht den Werth nicht: so war es zu Olims Zeiten, aber in unserm Jahrhundert hält man einen reichen Pachter, einen begüterten Finanzer für einen sehr klugen Mann, und diejenigen

nigen Männer, die Verstand ohne Reichthum haben, müssen sich vor den erstern bücken, damit sie auch Leute von Werthe werden; dann die Frömmigkeit und Redlichkeit, die guten Sitten, und die Tugend gelten nicht 50000 Thaler Einkünfte: Dieses System wird fast von allen Menschen gelobet und gebilliget.

Die Kunst zu vermitteln ist sehr weitläuftig, dieses ist diejenige glückliche Geschicklichkeit, welche die Hälfte solcher Menschen erhält, die das Glück verachtet hat: die Reichen haben Reichthum, aber es fehlt ihnen oft an Geschicklichkeit; und aus dieser Ursache können sie geschickte Leute nicht entbehren; kurz, der Arme lebt mit den Reichen durch Vermittelung.

Reiche Leute lassen die Decken ihrer Zimmer mahlen, Gemählde in die Verkürzung gemahlt zieren dieselbigen, sie lassen ihre Schlösser ausschmücken; aber einem ehrlichen Manne läßt nichts schöner, als daß er vergnügt lebt.

Es ist gewiß, daß die Uebermaße der Verschwendungen und der thörigten Ausgaben reicher Leute, es so weit bringt, daß ein Reicher, so eine Million Einkünfte hat, noch jedes Jahr mehr, als viele hundert Thaler Schuld machen kann.

Die Reichthümer kosten viel Mühe sie zu erlangen, und sie sind von kurzer Dauer: man muß sich bemühen, schwitzen, überlegen, bücken, schmeicheln, oder sie durch den Tod unserer Verwandten erben: derjenige Mensch nun, der sich diese Mühe nicht giebt, und der nicht wünscht, daß seine Anverwandten sterben mögten um ihn reich zu machen, ein solcher ist ein ehrliebender und tugendhafter Mensch.

Ich gönne einem Vornehmen sein Gefolge, seinen Aufwand, kurz, seine Reichthümer; ich sehe ihn nur deßwegen mit scheelen Augen an, daß er das Glück hat, von Leuten bedienet zu werden, die oftmals mehr Werth, Frömmigkeit und Redlichkeit als ein solcher haben.

Ein jeder Stand in der Welt ist so zu reden gleich, das Mehr und das Weniger, welches bereichert, wird durch das Mehr und das Weniger von Sorgen zernichtet, welche mit folgen: viel Reichthum, wenig Ruhe: nicht viel Vermögen, mehr Ruhe; das ist eine Frage, die man in Beysenn eines Reichen und eines Armen erörtern muß. Ein Reicher will oft nichts Gutes thun, ein Armer hingegen kann auch nichts Böses thun; der Arme ist mit dem Nothwendigen zufrieden, der Reiche ist bey dem Ueberflusse unruhig. Die Wohllüste und die Reichthümer machen, daß die Vornehmen

nehmen Freude übrig haben, darum lachen sie über ein Mährgen oder über die Spitzfündigkeit eines Affens, da hingegen Leute, die nicht so glücklich sind, nur zu rechter Zeit lachen.

Man wird kaum eine Tugend nennen können, die man nicht einem Reichen beyleget, ein Reicher kann sich ungestraft einbilden, daß er ein Held ist. Einbildung und Gedanken sind bey der Welt Zollfrey; was wäre sonst mancher Reicher ohne seine Einbildung.

Arinthes spricht: Ich bin Herr über die Reichthümer, und die Reichthümer sind nicht Herr über mich; ich halte eine gewisse Mittelmaße bey meinem Ueberflusse, und dieses macht, daß die Leute von mir sagen: ich wäre ein Wunder, das soll so viel heißen: ein Reicher ohne Fehler.

Sie sagen zu mir, daß **Nurius** ein Thor ist, weil man an ihm keine Meriten merket, daß er sich viel einbildet, daß er stolz, daß er die Nebenmenschen verächtlich hält, zornig, untreu, falsch, ungerecht und ein Achselträger ist; aber wissen Sie denn nicht, daß **Nurius** viele Tausend Thaler Einkünfte hat: kann man denn alle Vortheile haben, oder besser zu sagen: hat man bey solchen Einkünften nicht alle Vortheile. Ich kann nicht eigentlich sagen, in welcher Logick dieser Schluß zu finden ist; man müßte nachschlagen.

Roxannes streitet wider die Mißbräuche, tadelt die Laster, untersucht und beschreibt tiefdenkend mit vielen Umständen diese Materie; damit läßt er bemerken, daß er selbst der nämlichen Laster und Unordnungen Sklave noch ist, und dieses würde man ihm gewiß vorwerfen, wenn er nur nicht reich wäre.

Der Reichthum und der persönliche Werth, (eines frommen Mannes) sind zween Güther, das erste schätzt die eitle Welt höher als das andere; jedoch bleibt das andere ein wirkliches Guth, und ist dem ersten sehr weit vorzuziehen.

Die Armuth bleibt die Steinklippe der Reichthümer, selbige sind ihr Hafen: damit man nun in den Hafen anlangen möge, so bemüht man sich sorgfältig niemals dieser Steinklippe zu nahe zu kommen.

Von den Vortheilen der Mittelmaße.

Das Elend des menschlichen Lebens, sagt jener Philosoph, scheint unter die Vornehmen und unter die Geringen ausgetheilt zu seyn. Jene fesselt der Ehrzeiz, die Ehre blehet sie auf, die Eitelkeit nagt sie ab; da hingegen die Geringen im Volk durch die tägliche saure und schwere Arbeit abgemattet werden, Mangel und Noth macht sie mager und entkräftet, die Schwachheiten und Krankheiten werfen sie zu Boden: es scheint fast, daß die großen Fälle und die Veränderungen eher bey den Hoflieblingen erscheinen, eben so wohl als die Armuth, welche eine andere Armuth wieder bey sich hat, daß es heißt: ein Abgrund ruft den andern.

Die Vergnügungen gehen eben den Weg. Die Vornehmen genießen sie selten ohne eine Gemisch von Wermuth, und ohne beißende Gewissensbisse. Die Armen sind den Vergnügungen durch ihre eigene Armuth weit entfernet, weil sie in einer harten Nothwendigkeit schlecht zu leben, zu fürchten, zu gehorchen, und zu dienen sich befinden.

Die Tugend, diese Königin, scheint der Theil der Mittelmaße zu seyn, weil sie allezeit der Uebermaße und den Fehlern ausweicht und selbige flieht. Die Vornehmsten haben Mühe und Kummer: der Kriegsmann kauft auf Kosten seines Lebens den Rauch der Ehre: der Elende kauft auf Kosten eben dieses Lebens das Schmerzenbrod und das Thränenwasser. Glücklich, und tausendmal glücklich ist die Mittelmaße, welche Vergnügung ohne Gewissensangst, Freude ohne Kummer giebt, deren Tage ohne Unruhe dahin laufen. Beglückte Bürger, die ihr bey einem leichten Gewerbe, oder bey dem von euren Vorfahren erworbenen Gelde, die Hofpracht so wenig, als die Mühe des Pflugs kennt, und die ihr mit einem bloßen Ehrgeitz ein Stadtgerichtsbeysitzer zu seyn mit langen Zügen die Anmuth eurer Nachbarschaft kostet. Die Mäßigkeit bey euren Gastereyen führe euch ohnvermerkt zur goldnen Zeit, zu einem achtbaren, ehrwürdigen, und anmuthigen Greisenalter.

Von den Wissenschaften.

Die Wissenschaft erleuchtet und beraubet des Nachsinnens oftmals zu einer Zeit; es ist besser die Wissenschaft der Vernunft zu unterwerfen, als die Vernunft der Wissenschaft: die eine macht den Weisen, die andere den Pedanten, oder den ungeschickten Gelehrten, die gewöhnliche Quelle des Eigensinns und der Widerspenstigkeit. Mancher Mensch hat seinen Kopf mit vielen gelehrten Sachen angefüllet, und dieses deßwegen, daß das Gehirn nicht leer ist, nicht aber aus der Ursache seinen Verstand zu bauen, ein solcher Mensch läßt sich in Wortstreite und Zweifelserläuterungen ein, nichts ist ihm zu schwer, er bleibt hartnäckig bey seiner Meynung, er faßt einen Entschluß, dessen Irrthum er einsehen wird; aber um den Schimpf nicht zu haben seine Meynung zu widerrufen, wird er kein Freund der Wahrheit: daher entsteht der Unterschied zwischen den Gelehrten und den Lehrer, der eine weis, der andere vermeynt zu wissen; kurz, der Lehrer ist oftmals nur der Schatten eines Gelehrten.

Es ist die gewöhnliche Aufführung schwacher Gelehrten, daß sie dasjenige, was über

ihre Einsicht ist, tadeln. Ich lese mein Buch meiner Magd vor; wenn sie es tadelt, oder daß sie nur wenigstens spricht: sie verstehe darinnen nichts, so ziehe ich daraus eine so schöne Folge, als ich eine schlechte Muthmaßung haben würde, wenn Schwachverständige, wie meine Magd, redeten. Bey allen sonderbaren Fällen, stellen sich die vermeynten verständigen Köpfe, daß sie nicht der mehresten Gelehrten Meynung folgten, und dieses geschiehet entweder darum, daß man von ihnen reden soll, oder deßwegen, weil sie nicht einer solchen Meynung und Erörterung beytreten wollen, die gründlich gelehrte Männer längst vor ihnen gründlich bewiesen haben.

Die beliebte Kürze eines Buches läßt uns dasjenige erreichen, dem wir durch überflüßige Wortumschweife nahe kommen; das, was kurz und gründlich geschrieben ist, das ist doppelt gut, weil man dabey dem aufmerksamen Leser allezeit die Hälfte zum Nachdenken überläßt.

Tiphes hat ein Buch heraus gegeben, das abgeht, das man wegen des Lächerlichen, so darinne zu lesen ist, lobt: man muß zugeben, daß es nicht so leicht ist sich durch ein nützliches Buch so berühmt zu machen, als es möglich ist sich durch ein schlechtes Buch Ehre zuwege zu bringen, wenn man sich schon mit an-

dern

dern herausgegebenen Schriften berühmt gemacht und Ruhm erworben hat.

Ein mittelmäßig gelehrtes Buch, das man heimlich gleichsam unter dem Mantel verkauft, das man verspricht auch so der gelehrten Welt vor Augen zu legen, ist schön, ist fürtreflich; nur der Druck ist seine Steinklippe.

Mancher Verfasser ernährt sich von den alten Gelehrten, er nimmt von denselben was er kann; wenn er nun meynt, daß er selbst Autor ist, so zieht er wider sie los, und ist solchen frühzeitigen Säuglingen gleich, die ihre Ammen beißen und schlagen.

Es ist wahr, daß schon alles seyd beynahe 6000 Jahren gesagt ist, und daß die meisten Gelehrten unserer Zeit weiter nichts thun als nachholen, wo andere schon vorgearbeitet haben: es ist ein Glück, wenn sie noch läutern und reinigen können!

Es mag seyn, wie es will, so braucht ein Verfasser eben so viele Klugheit sich durch ein lächerliches Buch zu bereichern, als ein Leser Thorheit braucht es zu kaufen, zudem ist ein Buchverfasser gewissermaßen thörigt zu nennen, wenn er es nicht wagt das Publicum zu vergnügen, ob es gleich mit einem lächerlichen Buche geschieht.

Die

Die Welt sagt: er hat dieses aus einem alten Autor genommen; nein, sondern er hat es gesagt ohne, daß er wußte, daß es ein alter Buchverfertiger lange vor ihm gesagt hatte. Man denkt alle Tage noch dasjenige, was unsere Vorfahren gedacht haben. Folglich — denkt man selten was neues mehr.

Es ist unwidersprechlich, daß derjenige Autor, der sich durch ein lächerliches und abgeschmacktes Buch berühmt macht, solches von der Blindheit der Leser, oder von dem Glücke seines Schicksals herzuleiten hat.

Es ist ein großer Unterschied zwischen einem guten Buche, und zwischen einem Buche, das gefällt, daß man fast jederzeit in den Beurtheilungen irret, die man deßwegen anstellt. Es giebt Bücher, welche mit A anfangen und mit Z endigen, an welchen nichts brauchbarers als das Papier, der Einband und der schöne Druck ist. Es begiebt sich oft, daß das Nützliche in einem Buche etlichen, das Schlechte andern gefällt, so gar das Schlimme und Ungeschmackte findet seine Anhänger.

Strabo nimmt die Feder, schreibt ein Buch, ob gleich sein Geschicke in weiter nichts als in funfzig Fünfthalerstücken besteht, welche er auch zum Unterhalte benöthiget ist: Es sey nun, wie es will, er schreibt sein Buch fertig,

er verkauft es zum Verdruß desjenigen, so ein berühmter Autor ist; Strabo hätte sein Buch noch theurer verkauft, wenn er nicht Geld gebraucht hätte, und dieses zwang ihn es schleunig zu verkaufen. Man sage mir einmal, entsteht dieser Vorzug vom Glücke, oder vom feinen Geschmacke des Lesers? — - - -

Ich schätze mich glücklich, wenn meine Meynungen gerathen sind; sind sie mir aber mißlungen, so überlasse ich einer geschickten Feder das Talent zu gefallen, weil oft der nämliche Verstand, vermittelst desselben wir so viele schöne Dinge sagen, uns fast stets befürchten läßt, daß man sie nicht als schöne Dinge annehmen mögte.

Man lieset, man erfährt so viel Schönes und Schlechtes, daher geschieht es, daß eins mit dem andern verdirbt; darum lese man bedachtsam und prüfe alles sehr genau, so wird eine gründliche Erkenntniß die Frucht des Lesens seyn.

Mancher wird diese unschuldigen Pasquinaden lesen, der mich zu gleicher Zeit loben und vielleicht auch tadeln wird: der Eigensinn überwiegt zuweilen das Erkenntniß einer Sache; ich überreiche es dem Leser, er mag es nun beurtheilen wie es ihm dünket: ich weis, daß die Welt das große Buch ist, und daß die andern

Bücher,

Bücher, die heilige Schrift ausgenommen, weiter nichts als Copien und Manuscripte sind. Wer hätte uns benachrichtiget, daß jene Frau ihren Laquey liebet, ob sie gleich einen schönen, artigen, reichen, freygebigen Mann hat, der sie liebet, wenn es nicht in das große Buche geschrieben wäre? Wer wüßte, daß jene Baronessin ihren Mann liebet, ob er gleich nicht viel Verstand hat und nicht schön ist? Wer sollte denken, daß jene vornehme Frau, wenn sie im Spiele ihre Diamanten verliert, alsdenn ihre Reizungen fast aufs Spiel setzt? Wer dächte, daß jener junge Herr nach der Mode so viele Ausschweifungen bey den Frauenzimmern begeht, und weil er Geld hat, die Herzen der Scheuesten erobert.

Mich dünkt, daß mich mancher tadeln und sprechen wird: es ist in diesem Buche eine laue Moral, ein langweiliger urtheilender Discours über viele Sachen. Es wird mancher sagen: es ist unnöthig, daß mir der Autor die emsige Ameise, die keusche Taube, den Hund getreuer, den Tiger barmherziger als manche Menschen vorstellt. Ich muß es mir gefallen lassen, er ist Käufer und Leser; selten findet man einen Leser, der sich nicht einbildet, er könne ein vor sein Geld gekauftes Buch tadeln. Dixi.

Man muß gestehen, daß es ein Wagen ist zu schreiben: Zum Exempel: es entsteht eine

Gedanke

Gedanke in unserm Gemüth, versieht man es nun, und bringt diese Gedanke nicht gleich zu Papier, so stellt sich selbige selten wieder unserm Gemüthe dar: gesetzt aber, sie stellt sich uns wieder dar, so ist es nicht mehr so wie erst, man schreibt sie alsdann auf, man untersucht, man kostet sie gleichsam aus, man will sie vollkommener machen, man verbessert daran, man verdirbt sie; dem ohngeachtet gefällt sie dem Leser, welchem sie nicht gefallen hätte, wenn sie besser gewesen wäre, nämlich so, wie sie sich erst dem Gemüth zeigte. Das Gegentheil geschieht, wenn ein in sich selbst verliebter Thor uns seine abgeschmackten Ausdrücke als bewundernswerth rühmen will; wenn er von uns verlanget, daß man sie loben soll; man giebt ihnen das gebührende Lob, man verachtet sie auch: manche Ausdrücke verachtet man, weil sie verächtlich scheinen, manche hingegen lobet man, weil sie lobwürdig scheinen, und selten, weil sie es wirklich sind; man thut dieses alles wegen des äußerlichen Ansehens.

Regenten sollen das Wohl ihrer Unterthanen väterlich besorgen und ihre Wohlfahrt unterstützen. Die Gelehrten sollen dem Nächsten mit ihren nützlichen Entdeckungen nützen, der Kaufmann soll für die Bedürfnisse der Mitbürger Handlung führen, der Handwerker soll die Bequemlichkeiten verschaffen, der Künstler soll durch seine nützlichen Künste und Wissenschaften

schaften die Menschen zu einem guten Geschmacke bringen und selbigen zu verbessern suchen, der Landmann soll den Acker bauen und die Viehzucht treiben, er soll durch die Landesproducte der Nothdurft des Nächsten abhelfen, der Reiche soll dem Armen dienen und dieser wieder jenem, so wird das Land im Flor stehen, die Wissenschaften werden blühen und reichlich Früchte tragen.

Die Quantität thut weniger bey der Hoheit der Gedanken, als die Qualität: ein guter Autor sagt niemals davon zu viel, ob er gleich weitläuftig zu seyn scheint; dahingegen ein abgeschmackter Verfasser allezeit davon zu viel sagt, so wenig als er auch sagt.

Die Gedanken belagern vielmals einen Gelehrten so, daß er gleichsam einen Ueberfluß an Materie vor sich sieht, dieses bringt ihn ganz außer sich: alles zeigt sich ihm auf einmal, er kann keine Ausdrücke finden, weil er zu viel hat, deßwegen er sich ausdrücken soll, alles davon würde schön seyn, der geringste Ausdruck würde etwas Einnehmendes an sich haben, wenn er ihn zu Papiere bringen könnte; aber die Menge verhindert ihn, die Bestürzung hält ihn zurück, die Schönheit so vieler Gegenstände verbietet es ihm, und kaum kann er sagen: **ich denke.**

Autor,

Autor, der Sie die Verfertigung einer Schrift wagen wollen, fürchten Sie ihre Schwachheit mehr als die Kritik, verlassen Sie diesen Vorsatz, welcher Sie lächerlich machen könnte; doch nein, schreiben Sie lieber etwas, jagen Sie die Furcht von sich, das Publicum ist zuweilen nicht so verständig in seinen Beurtheilungen. Lernen Sie, ahmen Sie nach, schreiben Sie ab, bringen Sie von ihren Meynungen auch mit an, handeln Sie das Gute, das Hohe der Gedanken ab; bringen Sie ihre Lebensjahre mit einer Selbstunterrichtung zu, und Sie werden noch nichts wissen: die Welt ist das einzige Buch so man sehen muß, und die gründlichste Wissenschaft ist die Erfahrung.

Die Hoheit der Gedanken erfreut, das Abwechselnde gefällt, das Angenehme ergezt uns, und jedes von diesen beschäfftiget uns.

Minothes ist zu fürchten, er führt Trutz- und Schutzwaffen bey sich; ich muß es nur sagen, es sind seine Schriften, er läuft von Hause zu Hause und lieset sie vor: aus gähnen und es ihm verbieten, macht sich **Minothes** nicht viel, man muß von ihm aus der Stube laufen und ihn lesen lassen, oder man ist sehr glücklich, wenn man nicht etliche Stunden Kopfschmerz von seinem Vorlesen kriegt. Neulich rächete er sich an dem Amalthes, dem er die Verfertigung eines verliebten Gedichts zuschrieb, davon

er doch selbst der Dichter war. Elegien will er nicht mehr verfertigen, er trägt, um die Eitelkeit zu behaupten, eine goldne Krempe am Hute.

Parthesius schrieb ein Buch in zween Tagen; den ersten Tag waren seine Gedanken fließend, seine auserlesenen Redensarten ließen lauter Fürtrefliches bemerken, der Inhalt und die Art waren beyderseits tiefdenkend, er dictirte vier Schreibern; aber warum nahm er diesen Tag nicht sechse an, denn er sagte diesem nämlichen Tag lauter Fürtrefliches, er hätte sich vorsehen sollen. Des andern Tages brachte er das Buch vollends zu Stande, oder deutsch zu sagen, er verderbte es, denn er sagte damals nichts als Abgeschmacktes, Mattes und Trockenes; dem ohngeachtet wird dieses Werk in einen Band gedruckt: wie sauer wird es nun dem Leser einen Theil davon in seiner Bibliothekstube hinzustellen, und den Rest Mischon zu geben, wenn doch Parthesius sein Buch in zween Theilen herausgegeben hätte, so könnte man doch wählen, und man wäre nicht genöthiget, Schönes und Ungeschmacktes in Händen zu haben.

Das Buch, so Trogus herausgegeben hat, macht dem Leser nicht so viel Mühe. Dieser Autor hat manchmal schöne Verstandsblicke, welche gefallen, aber er ist nicht stets in diesem glücklichen Zustande: sein Buch ist geändert, es

ist

ist noch so ziemlich geschrieben, man wird es lesen, sollte es auch nur deßwegen geschehen, weil es Leser von mancherley Art giebt. Mancher gähnet, wann er den E..... lieset, manchem gefällt ein N.... ich muß mehr sagen, mancher schätzt L.... und W.... gleich; diese Art von Geschmack ist noch viel verderbter.

Alectus schreibt ich weis nicht was für ein Buch, er weis es selbst nicht; gleichwohl denkt er, er schreibt ein Blatt voll, die andere Seite auch, nach und nach wird das Buch fertig, und er betitelt es: Anweisung zur hohen Schreibart, Entwurf eines neuen Systems; geheime Begebenheiten ꝛc. oder etwa so; kurz, Alectus verdient dabey sein Brod, und der Titel verkauft das Buch.

Ein Verfasser, der fähig ist, etwas von Betrachtungen, Untersuchungen zu schreiben, der die menschlichen Leidenschaften abhandelt, dem folgt, weil er vom Menschen schreibet, das Menschliche gleichsam auf dem Fuße nach, der Mensch ist sein Gegenstand, aber der häufige Ueberfluß der Ausdrücke hält ihn auf sich auszudrücken; gleichwohl betrachtet er den Menschen im Kleinen, er durchdenkt seine Fehler, die Materie ermüdet ihn davon mehr zu schreiben, er legt die Feder aufs Dintenfaß; er verirret sich im Denken von dieser Materie, er kömmt aus dem Zusammenhange, und nun

merkt erst ein solcher Verfasser, daß sein Vorhaben seine Kräfte übersteigt, er sieht nunmehr ein, daß er selbst ein Mensch ist.

Peccatus hat fürtrefliche Sachen gesagt, er hat mit seinem Verstande gewuchert und Nutzen geschaffet, er wird für sehr berühmt gehalten, man rühmt seine Schriften; er ist von geringem Herkommen, das war die Ursache, daß er seinen Verstand, den ihn der Himmel gab, bauete: wäre er reich gewesen, hätte er Glücksgüther gehabt, er hätte sich, bey seinen Talenten, nicht die Mühe genommen, die lobeswerthen Autores zu loben; die Wissenschaft steht weit unter dem Reichthum.

Das Wohlausgearbeitete in einem Buche ist dasjenige glückliche Salz, welches würzet und gefällt, als nämlich: der Punkt der Gedankenhoheit, der Augenblick des schönen Einfalls, mit einem Worte, das, ich weis selbst nicht was, das, welches das Herz einnimmt, und das Ohr schmeichelt: ich getraue mich nicht zu schmeicheln, daß ich es jemals empfunden habe; meine Leser mögen dieses beurtheilen. Daraus folgt: daß nützliche und gründlich geschriebene Bücher nicht mit Gelde zu bezahlen sind. Glücklich sind diejenigen Menschen, die sie zu wählen wissen! Es gehört dazu viel Lesen und Gelahrheit.

Es giebt einen gewissen Gemüthszustand, in welchem sich ein Autor befinden muß, der Bücher schreibt, eine gewisse Staffel der Denkungsart läßt ihn fürtrefliche Sachen zu Papiere bringen; weiter hin ist es Pedanterey, unterhalb ist es Kleinigkeit.

Die **Kunst zu denken** ist in unserm Jahrhundert sehr gemein, **die Kunst richtig zu denken** ist sehr selten: beyde Denkungskünste gehen im Schwange, und beyde finden ihre Gönner, oder wenigstens entsteht der Unterschied allemal vom Eigensinne, der hiebey alles ausmacht.

Phiton denket richtig, seine Ausdrücke sind edel, seine Schreibart ist wichtig und auserlesen schön, das Nützliche und das Angenehme trift man darinnen beysammen an: Welch ein Schade, daß **Phiton** nicht schreibt! doch er hat hundertmal anfangen wollen zu schreiben, aber alle seine schönen Gedanken verschwinden so bald er eine Feder und Papier erblickt; aufrichtig zu sagen, es wäre ein Schriftsteller vom ersten Range, wenn nur ein Drittmann seine Gedanken mit Worten vorstellen könnte. **Palantes** hingegen drückt sich besser aus, eine Kleinigkeit, eine geringe Sache sagt er aufs sinnreichste, er hat eine äußerliche feine Geschicklichkeit; aber er hat einen schwachen Verstand, sein Verstand von etwas

zu urtheilen ist eingenommen und beschäfftigt, er hat schöne Ausdrücke, lächerliche Gedanken und Meynungen; er ist äußerlich dasjenige, was Phiton innerlich ist.

Die Kunst wenig zu reden und viel gelernt zu haben, ist groß und gründlich; hingegen wenig gelernt haben und viel reden, ist in unserm Jahrhundert gemeiner.

Nellin bringt Tag und Nacht in seiner Studierstube zu, in welcher er lauter schlechte Sachen schreibt, itzt geht er aus der Studierstube, legt seine Feder hin, geht in Gesellschaften, daselbst ist er voll artiger Kleinigkeiten, welche die Ohren schmeicheln und die Herzen durch ein Atheniensisches Salz vereinigen, das Nellin in seiner Studierstube nicht wußte, wenigstens sich nicht darauf besann. Valerus stellt sich angenehm, er will in der Welt der Leute Augen auf sich ziehen, er will beym Publico sich sehen lassen, welches ihm doch eine Furcht durch seine Gegenwart einjagt, und macht, daß Valerus seine Redensarten herstammelt; er schickte sich in des Nellins Studierstube, er sollte schöne Sachen schreiben, wo Nellin nichts als Abgeschmacktes zu Markte bringt. Lovinus ist der Geschickteste, er ist in Gesellschaften und in der Einsamkeit sinnreich, und man sagt von ihm, daß er lauter Verstand ist.

Man

Man kann nicht leicht den ganzen Verstand eines Menschen erkennen, je mehr er denkt, je weniger drückt er sich aus; je mehr er sich erklärt, wie er es mit der Rede meynt, je weniger redet er recht: eine sinnreiche, merkwürdige Rede, ein Einfall, ist mehr werth, als alle die ungereimten Händel und abgeschmackten Possen, welche Daxus Zeit seines Lebens gesagt hat. Pintius war hoch in seinen Gedanken, seine Schreibart war treflich munter, und man wundert sich, daß ein solcher Mensch lauter artiges schreibt, nämlich: abgeschmackte Kleinigkeiten.

Die Poesie ist eine schöne Kunst, manchmal verächtlich, zuweilen hoch, manchmal verachtet. Man findet Regeln, wie man geschickte Verse dichten soll, der Einfall trägt viel bey; mehr von dem einen, weniger von dem Einfalle, macht oft die Schöne des Verses aus: mehr Beobachtung der Regel und der Methode mit etwas weniger Einfall läßt sich lesen, aber es erfreuet nicht: der Eigensinn, eine gewisse Lebhaftigkeit und Munterkeit, so vielen unbewußt ist, macht gleichsam die Seele des Poeten aus.

Das Schöne, die Hoheit der Gedanken und das Prächtige in einem Buche, entsteht mehr vom Leser, als vom Verfasser, oft auch mehr von diesem allein: der Hauptpunkt ist, daß dieses alles von allen Beyden, vom Leser so

so wohl, als vom Autor entstehe: es ist nöthig, daß der Leser dasjenige, was angenehm ist, angenehm schätze; die Vorurtheile sind manchmal Schuld daran, und zwar oft, daß man nichts Fürtrefliches in einem Buche findet, welches erfreuet: ein solcher Leser wird seine Wahlstimme dem Kaltsinnigen und dem Abgeschmackten geben. Was mich anlangt, ich denke: daß ein Buch, dessen Eingang aufrichtig anfängt, in welchem ein jeder Gedanke gleichsam Einfall wird, darinnen die Ausdrücke unterhalten, bestimmen, zum Denken anhalten, zu gleicher Zeit ergetzen; in welchem sich der Gegenstand ohne viele Mühe entdeckt und entwickelt, darinnen die vortreflichen und auserlesenen Sachen, so zu reden hinter einander folgen und oft abwechseln, nämlich: vom Ernsthaften zum Anmuthigen, vom Bedachtsamen zum Lustigen; in welchem das Aufrichtige ohne Falsch ist, das Hohe ohne Hochtrabendes, und das Anmuthige ohne Schminke, welches aufmuntert, gefällt, gerade das Herz rührt, es gleichsam erwärmt, in Bewegung setzt und es überredet; über dieses sich dem Tadel eines gründlichgelehrten, ohneigennützigen, nicht rachgierigen, nicht empfindlichen Tadlers unterwirft; wenn einer ein solches Buch nicht nach seinem Werthe achtet oder schätzet, so könnte man fast sagen, daß es Mängel an der Vortreflichkeit selbst geben könnte, so doch ohnmöglich ist.

Die Gedanken und der Ausdruck gehen weit von einander ab. Wenn man nicht so geschickt ist, daß man richtig denken kann, so hat man selten die Geschicklichkeit sich auszudrücken. Eine Gedanke drückt sich schöner oder schlechter aus, nach Beschaffenheit der schönen Gedanken, von welchen sie entstanden ist, die auch oftmals schlecht ausgedrückt sind, gleichwie auch ein Ausdruck, welcher schmeichelt, gemeiniglich nicht viel sagen will.

In einem etwas großen und mit Fortsetzungen versehenem Buche geschieht es selten, daß sich der Autor nicht vergesse, und nicht unter unterschiedlichen Redensarten, die die nämlichen Arten etwas zu sagen, und die nämliche Wahl der Worte, wiederhole; man müßte eine besondere natürliche Geschicklichkeit haben, und gleichsam ein Liebling der Hoheit der Gedanken seyn, damit man es nicht wie jener Orities macht, der auf hunderterley Arten uns in seinem herausgegebenen Buche wiederholt, daß jener Prahler ein Thor ist.

Was sind das für vortrefliche, für schöne Ausdrücke? Diese Gedanken gefallen mir, so sagt mancher, wenn er schöne Einfälle hat. Itzt geht ein solcher Mensch, und will solche schöne Gedanken seinen Freunden vorrühmen, unterweges entfallen sie ihm, er bemerkt ei-

nen Mangel an Einfällen, welcher seine Gedankenfruchtbarkeit zu nicht macht.

Das Schöne, das man so gerne zu lesen verlanget, steht oft nur bey dem Censor: es giebt Schönes zweyerley Art, das wirklich Schöne, und das anscheinende Schöne, das erste findet man, wo es nicht in die Augen fällt, das andere trift man an, wo es nicht ist. Der Geschmack und Verstand von Sachen zu urtheilen macht vielmals das Schöne aus, welches man gerne zu lesen wünscht.

Neuigkeiten gefallen bloß deßwegen, weil es Neuigkeiten sind, sonst haben sie nichts reizendes mehr an sich, welches sie beym Leser beliebt macht, und so schön und lesenswerth auch ein Buch ist, so verliert es von seinem Werthe, so bald es etliche Jahre schon gedruckt haben.

Wenn man den Verstand in seinem Hervorbringen sehr anstrengt, so scheint er kraftlos, und so zu reden, ungeschickt zu seyn, folglich muß man ihn mäßig zertheilen, ich will so viel sagen, man muß ihm das Angenehme verschaffen, um daraus das Nützliche zu ziehen, alsdenn zertheilt er sich in Einfälle, und verschaft dem Leser das Nützliche und das Angenehme zugleich.

Meleagres quälet seinen Kopf, strengt seinen Verstand an, schreibt ein ganzes Blatt von einer nützlichen Moral voll, aber langweilig, unschmackhaftig; möchte er doch in seiner Studierstube lieber spazieren gehen, das Papier und die Feder hinlegen, weil er vielleicht zu einer andern Zeit etwas Geringes schriebe, das gefallen wird.

Wenn ich mein Buch verbessern will, so lösche ich aus, ich mache Zusätze, es kann nun seyn, daß ich es vollkommener mache, oder daß ich es verderbe; ich lösche das Beste vielleicht aus, und lasse das Schlechte stehen, es kann auch das Gegentheil geschehen. Ein tiefdenkender und ohneigennütziger Censor, ein Criticus, der eine Schrift nach ihrem Werthe zu schätzen und zu beurtheilen weis, ist so rar, daß ich mich genöthiget sehe, mein Buch den Lesern als schön und als schlecht zu überreichen.

Lativa ist gelehrt, er schreibt noch zuweilen so ziemlich; aber er schreibt nur beym Wein: wenn er beym vollen Glase mäßiger wäre, so würde er fürtreflich schreiben, unterdessen handelt er mit seinen Werken; er findet seine Rechnung dabey, er hält sich für einen Autor, und ist doch nur ein Weinschenke.

Bey vielen Büchern ist es der Gegenstand, die Manier, zuweilen auch weiter nichts

als

als die Achtung, worinne etwas ist, der Schwang, das Publikum, welches solche Bücher berühmt macht; denn so witzig und so wohlgesetzt ein Buch seyn mag, so nimmt es doch nicht auf einerley Art die Leser ein: ein verständiger und geübter Leser schmeckt nur allein desselben ganzen Werth, einem faulen und unbelesenen aber entwischt das alles, er bemerkt davon nichts. Es giebt noch andere Arten von Büchern, in welchen das Wahre und das Natürliche in die Augen leuchtet, die gleichsam für jedermann geschrieben zu seyn scheinen, und für eines jeden Verstand sich schicken; der Kenner und der Unwissende loben sie: andere hingegen werden nur von lustigen Leuten gelobet, welche dem ohngeachtet bey der gelehrten Welt nicht bekannt sind; und dieses beweiset, daß es vielerley Geschmack der Leser giebt.

Man findet Poeten, die, so zu reden, gleichsam das Glück gewisser Wörter gemacht, und die sie in ihre Werke mit eingebracht haben. Ob nun gleich diese Wörter gewißlich reich sind und mehr als der Verfasser gelten; so sind doch viele dergleichen Poeten solchen unwissenden Mäurern gleich, die schöne Baumaterialien zum Baue gebrauchen, und deren Werk immer getadelt wird, und Zeitlebens arm am Verstande und Güthern bleiben.

Von

Von der Satyre.

Die Satyre, oder Stichelschrift, soll in der That ihre Einschränkungen haben, sie zwinget ihrem Verfasser oftmals Thränen ab; man liebt die Satyre, man lieset sie gern, man will nur nicht, daß sie von uns redet. Es mag seyn, wie es will, jeder Thor ist mein Augenmerk, eine Thorheit ist mir mißfällig, ich muß reden, desto weniger Vorsatz, desto mehr Stillschweigen: Ach! auf diese Art sehe ich gar nicht ein, gar niemals ein, wie ich schweigen kann.

So stichlicht auch ein Verfasser in seinen Schriften ist, so gern und so begierig er auch die Fehler der Menschen entdeckt, so sind dennoch die Vornehmen, die Reichen, allezeit vor seinen beißenden Wahrheiten und Beschreibungen sicher, denn er macht sich aus ihrer Gewogenheit und Unterstützung etwas, und diese stichlichte Ernsthaftigkeit, welche bey ihm die Ursache ist, daß er sagt, was er denkt, verschwindet so gleich, wenn er Vermögen und Qualität vor sich siehet. Die Fehler der Vornehmen und der Reichen sind allezeit unter verdeckten Namen verstecket, dergestalt, daß man

sich lustige Thorheiten unter dem Namen Terentius sagen hört.

Die Willfährigkeit, oder wenigstens die Furcht, die man bey sich bemerket, daß man nicht sein eigenes Portait bey Abbildung anderer Leute, zeichnen möge, ist Ursache daran, daß man immer gelinde ist, oder daß man sich nicht in eine insonderheit beschriebene Erzählung einläßt: man will immer bemänteln, wenigstens die geheimsten Umstände nur oben hin tractiren, so, daß man es gern sieht, wenn man seine eigenen Selbstfehler nicht weis, als man auch gern anderer Leute Fehler mit der Geißel der Satyre strafen will.

Das Feuer des Satyrenschreibers funkelt, so lange er Fehler merket und siehet; ein Strafschriftschreiber sollte allezeit munter seyn, wird man zu mir sagen; aber nein, denn die Satyre schweigt, wenn die Fehler unverbesserlich sind.

Du faselst, sage ich zu meinem Verstande, daß du so späte den Rang der Autoren suchest; und unter ihnen Sitz und Stimme haben willst; sie haben alle gesagt, daß du ausgepfiffen wirst: du verlässest dich auf die Beurtheilung eines einzigen Lesers, aber du wirst selbiger von allerhand Art haben, und der Druck macht dich zu ihren Sklaven; bey dem allen dünkt mich, daß du nichts befürchtest, die

Begierde

Begierde groß zu werden reißt dich dahin. Polemon ist ein Thor, Astakonne verkauft ihre Anmuthigkeiten, Astiakes kauft sie, deßwegen werdet ihr zornig; schreibet doch gleich eine Satyre, ziehet wider ein Jahrhundert los, welches euch schreiben, mit Eifer schmähen und losziehen läßt. Jener Adeliche bleibt deßwegen Spieler, jenes junge Frauenzimmer buhlerisch, die Chicane bleibt im Schwange, und die Thorheiten nehmen nicht ab.

Sollte es wohl die Begierde seyn, sich in der gelehrten Welt bekannt zu machen, daß mancher Gelehrte ein Buch schreibt? Was meynet man wohl, daß ein Werk werth ist, von welchem andere Gelehrte schon lange Zeit vorher geschrieben haben? Man wird mir antworten: ein jeder Verfasser kann die nämlichen Gedanken unterschiedlich ausdrücken; aber sind denn schlechte, obwohl vermeynte hohe Gedanken manches Verfassers mit denjenigen eines Persius, Juvenals, Theophrastes, und anderer berühmter Männer zu vergleichen? Es mag seyn, wie es will, die Begierde zu schreiben überwiegt alle Vorstellungen, nun so schreiben Sie. Wie wollen Sie aber, mögte man zu manchem sagen, sich auf einen so weiten Weg machen und lange Wettbahn betreten? Die Schwäche ihrer Ausdrücke, der Umfang der vielen Gegenstände, das Unvermögen ihrer Schreibart, die Vielheit der Begebenheiten

ten und Zufälle, alles dieses zusammengenommen, wird machen, daß Sie aufrichtig werden sagen müssen: Ich kann kein Autor werden.

Es ist ein Buch unter der Presse, sagt man in vielen gelehrten Gesellschaften, ein unbekannter Autor will sich bekannt machen, es ist ein hochgeschriebenes Buch, die beste Vernunft, ein Werk, das viele neue Entdeckungen enthält: die Neuigkeit dieses Buchs gefällt, sie täuscht den Censor und den Käufer, und man wird einem solchen Buche nicht eher seinen rechten Werth bestimmen, als bis es etliche Jahre der gelehrten Welt vor Augeu gedruckt da liegt, und daß man merkt, daß der Verfasser albern ist, und Papier unnütze beschrieben hat. Hingegen sagt Skolophites zu mir: es ist itzt ein Buch gedruckt worden, welches besonders geschrieben ist, es ist zum Entzücken: haben Sie es denn gesehen? Spreche ich zu ihm: nein, antwortet er mir: aber ich habe es von denjenigen sagen gehöret, die dieses Buch gesehen haben, es ist noch kein halbes Jahr, daß es gedruckt zu haben ist. Nun bekümmere ich mich selbst, und mögte gerne dieses Buch haben, ich erkundige mich nach dem Autor, ich gehe in die Buchladen, ich kann es nicht zu kaufen kriegen, folglich muß ich mich gedulden. Einstmals bringt mir meine Köchin Fragmente davon um einen Zuckerhut gewickelt, welchen sie bey dem Kaufmann Morinus gekauft.

Seit

Seit unterschiedlichen Jahrhunderten thut man nichts mehr als daran setzen und ausschreiben; unsere Vorfahren haben die Materie erschöpfet, und wir erschöpfen die Manier: Alles Schöne eines Buches bestimmt der Anschein, man verkauft Seltnes und Neues, man übertreibt, man spannt die Saiten zu hoch, man arbeitet zu stark mit dem Pinzel, man trägt so viel Farbe aufs Partrait, und man verderbt das Bildniß: wir unterdrücken das Natürliche; und wir erschöpfen das Künstliche, und sehr oft gelingt man gar nicht in derjenigen Materie, wo man wollte, daß es einem recht gelingen mögte.

Es giebt Autores, die in dem Entbehrlichen fruchtbar, und in der Materie kraftlos sind. Termodon hat eine Geschichte der Jahrbücher verfertiget, ein Heldengedicht, welches er bis zum eilften Gesang fortgesetzet, eine Schutzrede, auch eine Trauerrede auf einen Zeisig, den seine Katze Murner gefressen. Palestris hat von allen geschrieben, er hat die reichste Materie angegriffen; dem ohngeachtet hat er die Dürre in das Land des Ueberflusses gebracht, kaum hat er in seiner Beschreibung von der Stadt P.... sagen können, daß diese eine große Stadt ist.

Unter allen Einrichtungen um tadeln zu können, finde ich keine, die sich besser und be-

quemer für einen Autor schickt, als wenn er in der Einsamkeit ist, wo man ihn nicht kennt, wo man eben nicht viel aus ihm macht; alsdann läuft die Galle über, man sieht das Jahrhundert sehr deutlich vorgestellt, jeder Fehler wird bemerkt, alle Thorheiten werden getadelt, ausgenommen diejenigen, so man selbst begehet.

Wenn man heut zu Tage der Welt im Bücherschreiben gefallen will, so muß man den gesunden Verstand, die Zierlichkeit, die Wahrheit, die Hoheit der Gedanken aus einem Buche weglassen, die alten Bücherverfertiger verächtlich halten, an- und zusetzen, die heutigen Autores ausschreiben, mit hundert Worten dasjenige sagen, was man mit einem Ausdrucke sagen könnte; man muß sich selten einem solchen Kunstrichter unterwerfen, der unser herausgegebenes Buch nicht für schätzbar hält, das man aus Eigensinn geschrieben, und aus Hochmuth hat drucken lassen. Wie gefällt es doch so sehr, wie schmeichelnd ist es, wenn man unten auf dem Titelblatte eines lächerlichen Buches den Namen eines lächerlichen Verfassers abgeformet sieht! Mögte sich doch Lampedon bey dieser Schilderung erkennen! Mancher hat angefangen seine Bücher zu loben, den man auf seine Einsicht getrauet hat; mancher hat aus Bescheidenheit diejenigen verachtet, welche lobwürdig waren, man meynte,

daß dieser die Wahrheit sagte, und unterließ weiter nachzuspüren. Kunstrichter! mit Sie rede ich.

Die Feder Morets entwendet doppelt, sie entwendet das, was sie sagt, und sie sagt es fliegend und indem sie durch die Luft geht. Seine Feder kann die Redensart: Guten Morgen verzieren, oder besser zu sagen, mit vielen Epitheten, (Beywortent) verwirren, sie führet den Leser aus einem Lande ins andere, sie scheint ihn zu unterweisen, sie verderbt ihn, sie verderbt sich selbst; sie hat den Endzweck, die Lehrart und die Anordnung verachtet; sie fängt ohne Ordnung an, darnach schreibt sie fließend, ungezwungen, häufet das Vortrefliche, das Schlechte, das Wahre, das Unrichtige untereinander vermengt zusammen; je weniger man seine Sachen versteht, je sinnreicher schätzt sich eine solche Feder. Noret nennt mich einen Kurzsichtigen, wenn ich seine Feder tadeln will, kurz, Noret ist so blind, daß er sich für fähig hält.

Ich kann es nicht bestimmen, ob man gelehrt ist, wenn man gelehrt seyn will, wenigstens war dieses zu unserer Vorfah.en Zeiten nicht so: sie haben mit vieler Mühe, mit Nachdenken, mit Nachtwachen und großem Fleiße dasjenige gleichsam an sich gekauft, was wir denken gleichsam quellend zu besitzen.

 Nali=

Nalipes will schreiben. Man hat ihm gesagt, daß viele Bücherleser sind; itzt hat er dasjenige, so ihn des Nachts träumt, was er vergangenen Donnerstag verrichtet, drucken lassen, ob er gleich an diesem abgewichenen Donnerstage den ganzen Tag mit keinem andern Menschen mehr als mit seinen Bedienten geredet hat, kurz, man muß sich nähren, wenn man der Sache nur ein Gesicht geben kann, er verdienet doch im Ansehen seiner schönen Kleider: alle Materien sind erschöpfet, die Gegenstände abgenutzt, dennoch findet Nalipes noch stets Materie, davon er schreiben kann, er wird der Welt in kurzen wieder ein Buch vorlegen, mit welchem er prahlt, voll von moralischen Reflexionen und beurtheilenden Einfällen: zum Glück besinne ich mich auf den Titel, es soll in Bogenlänge in zween Theilen herauskommen, und soll Umschreibungen der Feenmährgen enthalten.

Niemals ist der Beystand der Helden in der Litteratur nöthiger, als in unsern Tagen, wo die Unwissenheit so wohl, als die Gelehrsamkeit auf das Höchste gestiegen zu seyn scheinen; aber ach! können sie einen so allgemeinen Mißbrauch verhindern? Es werden sich allezeit Norets und Nalipes, so wohl, als gründlich gelehrte Männer finden. Aber warum rede ich so? Bin ich gelehrter als andere Leute, streite und klage ich vielleicht nicht wider mich selbst,

selbst, wenn ich diese weisen Lehrmeister der Wohlredenheit aufmuntere alle Autores zu beurtheilen?

Die Schriften der Alten sind voll von Rosen, die Bücher vieler Gelehrten unserer Zeit haben deren auch: es ist Schönes gewesen, es ist dessen itzt mehr als jemals; aber alles dieses verhindert dennoch nicht, daß die Satyre nicht ihre Worte und ihre Stelle findet.

Ich gebe dem Stoicismus mit der Feuerzange in der Hand wieder eine Belebung, ein Winter bey meinem warmen Ofen dünkt mir kurz zu seyn, ob ich gleich mit meiner Feuerzange alleine bin: die Mißbräuche kommen mir in Sinn, die Welt und die Maximen beschäfftigen mich, indem ich mit meiner Feuerzange in der Hand klirre, und mit selbiger Funken aus dem Feuer in den Schorstein schicke. Ich bringe die Staaten eben wie meine brennenden Scheite in Ordnung, ich büsse meine Lust, ich mache mir neue Systemata (Lehrgebäude) die ich eben für so leicht zu bauen halte, als ich meine eingebrannten Stücken Holz entweder neben dem Feuerbock oder auf denselbigen legen kann. Ein Brand ist beredt, er stellet uns die Weisen und die Thoren vor, das Geräusche einer großen volkreichen Stadt, wo man unzähliche Menschen wimmeln sieht: es scheint fast, wenn man die Leute so herum wim-

wimmeln sieht, als wenn ihr ganzes Glück auf diesen Tag ankäme: wenn man die Gänge der Menschen siehet, so will man damit die Characters bilden, man nennet niemand, der Leser allein muthmaßet und rathet, kurz, ich tadele fast alle Menschen und nenne niemand. Wie Moralreich sind demnach die Brände im Ofen, wenn man sie knistern hört, so bald man sie mit der Ofenzange in Ordnung legt?

Was ist zu sagen, wenn man alles gesagt hat, wenn das Laster aufhörte, so bald die Satyre aufhört? Aber das Laster fährt fort der Satyre und dem Tadel zum Troß: welche Unnützlichkeit zu schreiben!

Die Uebermaße und der Mangel der Freude, so eben wie die Traurigkeit, verhindern eines wie das andere die sinnreichen Einfälle: wenn sie gleich regieren, so wird Aspalipes schöne Sachen sagen; das ist eine allgemeine Regel. Ich kenne Leute, die hier eine Ausnahme machen, manche bringen schöne Sachen bey der Freude vor; manchen benimmt die Betrübniß die Einfälle; andern begegnet das Gegentheil.

Als ich dieses Buch zu schreiben anfieng, so meynte ich, daß es mit etlichen moralischen Reflexionen zu endigen seyn würde, etliche Arten kritischer Einfälle würden schon zureichen

dieses

dieses Buch zu Stande zu bringen; aber wie irrete ich mich! so bald man von allen abhandeln will, so stellt sich uns alles dar, alles benebelt den Verstand, alles verhindert, alles wird mühsam, alles will von uns geschildert seyn, der Ueberfluß und das Abwechseln führen einen in ein weites Feld von Materien, daß ich denke, ob ich gleich schon vieles gesagt und geschrieben habe, ich habe noch sehr wenig oder fast nichts gesagt. Meine Feder hat meinen Vorsatz hintergangen; und wenn ich sie fortschreiben ließ, so würde sie noch manchen entlarven, sie würde die Waage der Themis schwanken machen. Der Leser würde erfahren, daß N. ein heimtückischer Mensch ist, N. ein falscher, Q. eine unzüchtige, V. ein Spieler, N. ein Heuchler, N. ein unnützer Mensch; daß Y. Banquerot macht, daß R. ein Verschwender ist, und so weiter. Höre auf, meine Feder! Merkest du nicht, daß dir Dinte und Papier eher als Materie fehlen wird? Höre auf zu schreiben, dieses von der Satyre mag genug seyn überhaupt Portraite zu schildern; kein vernünftiger Mensch wird dich tadeln, daß du mit allgemeinen Ausdrücken die Laster getadelt und die Tugenden gelobet hast.

Vom Adelstand.

Der Adel ist die Mauer des Staats, eine immer daurende Ehre, mit einem Worte: der Adel belohnte vor Alters die Meriten, heut zu Tage belohnt ihn das Glück.

Oftmals können zwanzig Jahre schöner Thaten keinen Adelichen machen, und zwanzig Jahre Bedrängniß machen deren tausend. Wie viele Adeliche sind nicht malhonnete, welche tugendhaft im unadelichen Stande gewesen seyn würden?

Die Unterthanen haben so viel Ehrerbietigkeit für den Adelstand, daß, wenn die grossen Herren gelinde gegen sie wären, sie selbige wohl gar anbeteten.

Es ist zureichend, wenn man nicht in der Stadt, sondern in einem Hause, so an einem Walde oder an einem Garten liegt, geboren worden: und eben deßwegen will ein solcher, daß man ihn auf seine Parole für adelich halten soll.

Lindari ist von Adel, das heißt so viel: er ist, wenn er sich unter Adelichen befindet, ein seltsamer Kopf, er ist heimlich gegen seine

Unter=

Unterthanen und hält sie verächtlich, er ist frey- gebig ohne Ueberlegung, ungerecht überall, er- zeigt Gewogenheiten aus Eigensinn, läßt sich durch Begierden hinreissen, da immer eine aus der andern folget; Lindari kennt sonst keine Sterblichen, als diejenigen, die Würden und Adeltitel haben.

Gesetzt, ein Armer begehe einen kleinen Fehler, so ist es ein großes Verbrechen; ge- setzt aber, ein Vornehmer begehe einen großen Fehler, so ist es doch höchstens weiter nichts, als ein kleiner Fehler.

Jene Adeliche verachtet alles, was nicht Würde und Adel hat; Sie kaufet das Land- guth, auf welchem Sie als bürgerlich geboren worden ist: Sie ist dahin zu zeitig gekommen, Sie hätte so lange warten sollen, bis Herr N. ihr Vetter und Dorfcollector gestorben wäre, er ist ihr naher Anverwandter: folglich hätte Sie alsdenn die Pracht ihres Adels nicht ver- dunkelt.

Mancher Edelmann, wenn er sich nicht hat unsterblich machen können, will er doch we- nigstens seinen Namen verewigen: vermuthlich hält er selbigen von bessern Stande als sich selbst; unterdessen sehen sie uns allen gleich, und wir sehen ihnen in nichts gleich: welche Unbe- sonnenheit wäre es von uns, wenn wir däch-

ten, daß wenn wir ihren Namen prächtig an Marmor anmachten, so wären deßwegen unsere Leiber unverweslicher? Was würde jener Schatten des Herrn von R..... sagen, wann er wüßte, daß seine Frau Gemahlinn von seinem prächtigen Grabmaale eine marmorne Treppe hat bauen lassen, und daß seine Statua mitten auf einem Springbrunnen mit einen Korallenzweige auf dem Kopfe, unter den Namen der Vulkansschale, gesetzt worden ist?

Oftmals macht ein Pergament ohne alle andere Meriten in unsern Tagen einen Adelichen. Unsere Vorfahren haben dergleichen Ehrennamen durch Tapferkeit und Tugend erworben; wir erhalten sie oft ohne alles beydes: folglich ist ein alter Adelicher voriger Zeiten nichts weniger als mancher Adelicher unserer Tage, eben so als mancher moderner Adelicher nichts weniger als ein Adelicher voriger Jahrhunderte ist.

Die Gütigkeit manches Edelmanns ist deutsch zu sagen gemeiniglich weiter nichts, als die Kunst seine Lehnsmänner auf seine Seite zu bringen: er ist gegen seine Unterthanen aus Hochmuth gütig, aus Politik gegen seines Gleichen, aus Furcht gegen seine Vorgesetzten: und diese drey Ursachen haben allemal ihren Einfluß in seine Gütigkeiten.

Es ist wahr, wenn man ohne Schminke von der Wahrheit reden will, daß zu einem geschickten Manne mehr als Pergament nöthig ist. Es ist wahr, daß es gewisse Tugenden giebt, die gleichsam der Qualität ankleben, davon man mit dem Titel erbet, als da sind der Stolz, die ungebundene Freyheit etwas zu thun ohne einen andern um Erlaubniß zu fragen, die Ehre, der Ruhm, die Verachtung, welche einen Menschen eitel und hochmüthig, aber nicht tugendhaftig machen. Je älter ein Adel ist, desto höher schätzt man denselben; desto neuer er ist, desto mehr geht oftmals demselben von der Hochachtung ab. Man sollte eine andere Aufführung an sich nehmen, und davon so beurtheilen, wie man von allen andern Sachen zu thun pfleget, die man nur in Ansehung der Neuigkeit betrachtet. So erhält ein Marschall in Frankreich den Marschalsstab nicht anders, als wegen seiner Herzhaftigkeit, seiner Tapferkeit und seiner Tugenden; weil aber die Zeit alles verzehret, so wird eines solchen Marschals Sohn nur die Hälfte von seines Vaters rühmlichen Qualitäten an sich haben, sein Enkel, oder Kindessohn wird keine mehr davon haben, und die Titel werden ihnen ohne die Tugenden übrig bleiben; ihr Vater war adelich, und sie scheinen es.

Vom

Vom Hofe.

Der Hof ist das Theater der Tugenden und der Laster; alle beyde thronen wechselsweise daselbst. Es giebt ganze Königreiche, die nur der Tugend folgen; zuweilen ist es das Gegentheil, man sieht am Hofe alles deutlicher als sonst wo. Zuweilen belohnet der Eigensinn die Meriten, zuweilen übersieht er selbige, zuweilen kommt die Tugend da in Betrachtung, zuweilen wird selbige verachtet. Bey Hofe ist der Sammelplatz der Begierden, selbige herrschen hier unter der Autorität des Ehrgeizes.

Der Hof hat zwey Hauptfehler, einer ist dieser: daß er diejenigen, welche daselbst Zutritt haben, nicht vergnügt und zufrieden macht; der andere ist dieser: nämlich: daß es der Hof verhindert, daß sie es an keinem Orte sind. Es giebt Leute an Höfen, die diejenigen, denen man giebt, beneiden: diese Gemüthsart ist der richtig geschilderte Character des Ehrgeizes oder der Ehrbegierde.

Der Hof giebt ein gewisses äußerliches Ansehen einer augenscheinlichen Größe und Hoheit, ein gewisses vornehmes Ansehen überhaupt,

haupt, und dieses zertheilet man ins Einzelne, in die Provinzen. Ein Herzog in einer Provinz ist bey Hofe aufs höchste ein Graf, eben so wie ein Herzog am Hofe ein Fürst auf seinen Landgüthern ist. Mancher Edelmann bey Hofe schmeichelt, hält wegen Sachen an, und begegnet mit Ehrerbietung: auf seinen Landgüthern wird er geschmeichelt, man hält bey ihm an, man begegnet ihm mit Ehrerbietung.

Der Hof kränket, bekümmert, vereitelt unsere Wege, und macht uns fast immer unzufrieden. Der Hof ist die Seele der Affecten, der vornehmste Affect ist der Ehrgeiz, die, so die Personen vorstellen, sind die Hofleute, und die Endzwecke, so sie sich bey ihrem Ehrgeize vorsetzen, werden Mittel um sich höher zu schwingen.

Man muß mehr als Philosoph seyn, man muß ein Held in der Politik, in der Zweyfältigkeit und Verstellung seyn, man muß lachen, sich betrüben und sich zwingen können, wenn man ein rechter Hofmann seyn will.

Vom Ehestand.

Der Ehestand ist ein angenehmer Tyrann, ein Gefängniß, aus welchem uns der Tod befreyet, ein nothwendiges Band. Der Ehestand ist das Aeußerste der Vergnügung, der Anfang der Sorgen; kurz, der Ehestand und die Liebe reimen sich selten, weil das erste die Besitznehmung selbst, das zweyte nur das Verlangen ist, oder wenigstens die unerlaubte Besitznehmung. Der Ehestand ist das Grab der Liebe, obgleich die Liebe die Wiege des Ehestands ist; in der That, es ist etwas Gegenseitiges so uns befremdet, und davon wir noch nicht die Ursache zu bestimmen wissen, ungeachtet der Beyspiele, welche wir fast täglich davon vor Augen sehen.

Vor diesem zündete der Ehestand seine Fackel bey der Fackel der Liebe an; in unsern Tagen zündet er selbige bey dem Eigennutze, bey den Reichthümern, bey der Ehre an: alles verändert sich. Sonst, bey den Heyden war Hymen, oder der Hochzeitgötze, ein Götze der Stille und der Zufriedenheit des Gemüths; heut zu Tage ist er ein Götze der Ehescheidung, der Uneinigkeit unter den Eheleuten, kurz, er ist dasjenige nicht mehr, was er zu unserer

Vorfah-

Vorfahren Zeiten war; besonders seit der Zeit, da es fast zur Mode wird, daß man die Jugend an das Alter verheyrathet, die Ehre mit der Ehrlosigkeit verbindet: deutsch zu sagen: seit dem man nicht mehr Gleichmäßigkeit und Gleichheit bey den Heyrathen beobachtet, seit dem ist es wahr worden, daß man sich nicht Standsmäßig verheyrathet, und daß viele Ehen deßwegen mißlingen.

Hier muß man jene Frau entmasken, die ihren Mann für eine nichtsgeltende Null hält, die mit einer Liebesseeräuberey gleichsam Handlung treibt, die auf einmal hundert Liebhaber bey der Nase herum führet und hintergeht, da doch ihr Herz niemals dasjenige empfindet, was sie ihren Buhlern einflößet. Jene Frau, so Lippane heißen soll, führt sich eben so kaltsinnig gegen ihren Mann auf, nur daß sie ihn nicht so sehr verachtet: sie will dennoch gefallen, ob sie gleich nicht schön ist; sie wird niemals dasjenige einflößen, was sie bey sich bemerkt; ihre Liebhaber hintergehen sie, und halten sie mit Kleinigkeiten auf, eben wie die obige Frau ihre Buhler hintergeht; an allen Orten findet man solche Leute mit unter.

Man zieht alle Tage wider den Ehestand los, man tritt alle Tage in denselbigen, ich kann davon die wahre Ursache nicht sagen, sie ist mir unbewußt, ich bin noch ledig; dem ohngeachtet

achtet meyne ich, daß im Ehestande glückliche, aber niemals niedliche Heyrathen, wenigstens selten, gefunden werden.

Picinius, der seine ganze Lebenszeit auf die Erkenntniß der Menschen und ihre Maximen gewendet hat, dieser hat mich versichert, daß er in einem solchen Ehestande gelebet habe, wo die Zufriedenheit des Gemüths und Liebe beysammen gewesen; folglich beweiset Picinius, daß es solche Exempel giebt.

Vor diesem war es schwer sich zu verheyrathen, nämlich damals, ehe die Ehescheidungen so frequent waren; dadurch hat man das Kunststück erfunden, den Schein des Ehestandes bey zu behalten, und die Niedlichkeiten des Celibats zu genießen.

Phax heyrathet die Florettine in der Absicht, daß sie gegen ihm eine besondere Liebesbeständigkeit halten soll, eine solche Ehetreue, die fast ihres gleichen nicht hat; das ist übertrieben, ich will nicht sagen unmöglich: Phax irret sich, er betrügt sich selbst, er sollte sich dieses vermuthen: es werden eben solche wie Phax hier alle Tage betrogen, unterdessen findet er doch, daß Florettine ihn liebt, aber er findet nicht das, was er suchte. Kurz, drey Viertheil aller Heyrathen mißlingen und man findet nur wenige wohlgetroffene Ehen.

Hymen ist der schöne Hochzeitgötze, wenn man ein Frauenzimmer heyrathen will, da ist Hymen bey allen Freyern schön, aber wenn man nun ein Mägdgen zur Frau genommen hat, so sieht Hymen anders wie zuerst aus; die Freyer meynen, es sollen stets Geigen aufspielen, und oftmals werden alsdenn Leyern daraus; da machen sie alsdenn große Augen, an statt, daß sie sonsten tanzten und sprungen, so lernen sie nunmehro die Füße so gleich aufsetzen, eben als wenn sie niemals getanzt hätten; darum ist der Ehestand gleichsam ein Land, in welches manche Leute reisen wollen, die hingegen aber, so schon dahin gereiset sind, die wollen wieder daraus abreisen. Noch ein kleines Exempel zur Erläuterung dieses Satzes soll beschließen. O welch ein fröhlicher Tag ist der Hochzeittag des Pirax mit der Emilie! Pirax rühmt diesen Tag, kurz, er ist glücklich, alles überhäufet seine Wünsche und sein Verlangen, oder noch besser zu sagen, Emilie macht sein ganzes vermeyntes zeitliches Glück aus. Es begiebt sich, daß ihm Emilie nach einem halben Jahre stirbt, nun wird Pirax wohl fast wie untröstlich seyn, nun wird er sich wohl nicht können zufrieden geben; nein, nein, Pirax spricht immer noch: o welch ein fröhlicher Tag!

Von der Philosophie.

Die Philosophie, oder die Liebe zur Weisheit, war vor Alters eine Zusammensetzung von Regeln, welche zusammen eine Gattung von einer Secte ausmachten, die oftmals weniger als Philosoph war: heut zu Tage ist die Philosophie, oder die Weltweisheit eine Vorstellung, die man wie unbrauchbar hält; die Moral ist seit langer Zeit außer Gang und Schwang.

Ein heutiger cynischer Philosoph, dessen Secte sonst alles verachtete, was andere groß achteten, ungeachtet seiner Philosophischen Lehrsätze, der sich aus Reichthum nichts macht und selbigen mißbilliget, fürchtet sich doch so sehr für den größten unter allen zeitlichen Uebeln, ich will sagen, für der Armuth; daß er sich am Glück rächet, (welches ihm dasjenige verweigert hat, so seine Philosophie zu tadeln schien, nämlich: die Reichthümer,) durch eine verstellte Verachtung derselben; ferner durch eine heimliche Begierde diejenigen Ehrenbedienungen zu bekleiden, welche er ohne reich zu seyn bekleiden konnte, die ihm aber das Glück abgeschlagen hatte. Der Haß gegen den Reichthum

thum scheint gleichsam gelinder zu werden durch die Hofnung, die er hat, selbigem durch seine falsche Weisheit gleich zu werden, und ihm das Gleichgewicht zu halten, nämlich: daß man ihn wegen seiner eingebildeten Gelehrsamkeit eben so hoch schätzen soll, als wäre er sehr reich. Kurz, ein solcher cynischer Philosoph verweigert den Reichthümern nur darum die Ehre, weil er nicht vermögend ist selbigen dasjenige zu nehmen, welches ihnen Ehre bey so vielen Sterblichen bringt. Wenn man aus dem Reichthum nicht sein höchstes Guth macht, folglich sein Herz nicht daran hängt, so kann man reich ohne Sünden, wie dort ein Abraham, seyn; sich Freunde mit dem ungerechten Mammon machen, und vielen Bedürftigen mit seinem Vermögen nützen. Wichtige Anmerkung!

Alles ist einem stoischen Philosophen zuwider, der mit stoischer Moral und Reflexionen den Kopf angefüllet hat, er sieht nicht, daß er selbst fast jedermann zuwider ist. Die geringste Kleinigkeit, die sich seinen Sinnen zeiget, erzürnet ihn, macht ihn wilde, und seine Galle und Feder gleichsam aufrührisch. Er flieht das Gewimmel der Menschen und sucht die Einöde, die unbewohnten Oerter, daselbst geht er spazieren, daselbst betrachtet er viele Dinge, ein Stäubgen, die Winde, die sich mit einander schlagen, aber eben dieselben zeichnen

ihm das Bild eines solchen Menschen ab, der mit seines Gleichen nicht umgehen kann.

Diejenigen Philosophen, welche sich stellten, als ob sie die Reichthümer und die Wohllüste verachteten, waren entweder schwachsichtig, oder redeten ohne alle Einschränkung, denn ihre Aufführung zeigte ihrer Moral das Gegentheil: sie waren nur aus Nothwendigkeit arm, weil sie nicht reich werden konnten; in ihren philosophischen Unterweisungen haben sie fast alle geirret. Heutige Philosophen haben versichert, daß die Thiere Kunstwerke wären, welche sich selbst bewegten, das soll so viel heißen: als wären es Maschinen; andere Philosophen unserer Zeit haben den Thieren körperliche Seelen beygemessen ohne Leib zu seyn: die erste Meynung ist unmöglich, die andere Meynung ist unbegreiflich. Diogenes sperrte sich in eine Tonne ein, je klüger er sich dünkte, je unvernünftiger war Diogenes.

Die Athenienser hatten den Sokrates zum Tode verurtheilet; Sokrates antwortete trotzig, daß er nichts fürchtete, und daß sie selbst zum Tode durch die Natur verurtheilet wären. Der Eigensinn so wohl als die Neigung verursachen, daß sich die Menschen eine gewisse Lebensart wählen. Sokrates ist ein cynischer Philosoph, und stellt aus Zwang einen Biedermann, das ist, einen Mann von alter Redlich-

keit

keit vor, widersetzt sich seinem Verstande: Anacreon lacht, singt, scherzt, trinkt, und läßt eine so große Befreyung von den Sorgen des Sekuls sehen, daß er mehr Philosoph als Sokrates scheint. Oftmals ist es die falsche Maske der Wahrheit, welche gefällt. Mancher Philosoph sagt Sachen zum voraus, welche machen, daß man ihn bewundert, in Erwartung des Ausganges und der Entwickelung redet er nur durch Sätze, die noch ungewiß sind, ob sie wahr oder falsch seyn, durch Räthsel, er wird von denenjenigen gelobet, die seine Meynung in seinen Problemen erforschen wollen.

Die Philosophie bringt fast allezeit Hochmuth und Ehrgeiz unter der Enthaltung von verbotenen Lüsten und unter der Mittelmaße hervor, dermaßen, daß mancher bloßer Philosoph höchstens weiter nichts als ein Heuchler ist.

Es ist das Eigentliche des bloßen Philosophen, daß er die Fehler vorwirft, aber nicht, daß er die Gebrechen heilen will: so gehts, wenn es an ein Verbessern gehen soll, so denkt der Mensch mehr an das Nachsinnen, oder Spekulation, als an die Uebung. Thomires liebt die Moral, aber er wird sich wohl sehr schwer die Fehler abgewöhnen und sie verbessern, welche ihm doch die Moral zu erkennen giebt.

Jeder bloßer Philosoph ist klug, wenigstens will er dafür gehalten seyn; jeder bloßer Philosoph scheint die Reichthümer zu verachten, er schreibt ein Buch, welches von der Hintansetzung des Eigennutzes und von der Geringschätzung der Reichthümer handelt, es gelingt ihm hierinn, oder besser gesagt, er gefällt, ohne, daß es ihm gelingt, er macht sein zeitliches Glück, und das war eben der heimliche Zweck, welchen er sich vorgesetzet hatte. Kurz, jeder Sterbliche will Philosoph seyn um sein zeitliches Glück zu bauen.

Vom Theater.

Das Theater ist eigentlich das Leben der Menschen, eben so, wie das Leben der Menschen ein rechtes Theater ist: das Theater ist eine andere Welt, wo man recht natürlich dasjenige siehet, das in unserer Welt vorgeht. Die Schaubühne stellt Schönes und Schlimmes vor, zuweilen verursacht sie ganz widrige Würkungen; das Theater zeigt uns unsere Fehler und bemüht sich, selbige uns lächerlich zu machen. Das Theater bestrafet lachend, es holet einen Thaler aus dem Schubsacke eines Greißes, damit er in die Komödie kömmt und sagen hört, daß er ein Eifersüchtiger, und ein Geiziger ist; kurz, es ist ausgemacht, daß das Theater alle Fehler und Mängel entlarvet, ob es gleich selbst entlarvet ist: weil es nun im Lachen tadelt, so können daher sehr feine Folgen entstehen. Ferner: es stellt uns das Theater die Begierden sehr lebhaft, es stellt uns selbige mit einer falschen Tugend bemerket vor, daß das Herz, welches zur Untugend sehr geschwind geneigt ist, wenn es sich derselben unter dem Schein der Tugend erbietet, so läßt sich das menschliche Herz dabey bald hintergehen und fangen. Zum Exempel: Julie war

noch unabgerichtet, sie verstund noch nicht, was die mehresten Begierden nach sich ziehen können; ein junger Liebhaber, der Julien heftig liebt, und dessen Liebe zu ihr alle unschuldige, züchtige und bescheidene Eigenschaften hat, führt Julien in die Komödie; Julie sieht daselbst die Liebe zum schönen Geschlecht so züchtig und auch so zärtlich vorgestellt, daß sie sich einen Vorwurf macht, ihrem Liebhaber widerstanden zu haben: ihr Herz sieht lauter Schönes bey seiner Liebesverbindung mit ihr, Julie wird nun umgänglicher, und der schöne Vorwand der Redlichkeit, den Sie sich vorgesetzt hatte, verhindert sie dennoch nicht eine Mutter vor der Zeit zu werden. Der Besitz verlöscht die Liebesneigung des Liebhabers, er macht sich davon und läßt Julien Zeit übrig traurige Reflexionen über die Komödie, so Sie gesehen, zu machen, und dieselbige wird nun für Julien zur Tragödie. Traurige Würkungen des Theaters!

Rom verachtete das Theater, Griechenland machte sich etwas aus demselben; wir denken vom Theater wie Rom, und wir leben mit ihm wie Griechenland.

Das Theater ist das schönste weltliche Sittenbuch, so uns unterrichten kann, und es ist gewissermaßen nicht gänzlich zu verwerfen: das Theater entdeckt, stellt vor Augen, schmeichelt, ist ein Zeitvertreib, überredet, es ist der

Spie-

Spiegel der menschlichen Unordnungen. Man geht in die Komödie und hört sich lächerlich machen, man lacht drüber, weil man nicht merkt, oder nicht merken will, daß man von uns auf dem Theater redet. Jener Liebhaber Decia sieht, daß Armide sehr ungeduldig ist, und daß Sie, wegen eines Freyers, der sie verachtet, gleichsam halb thörigt werden will. Eben dieses Frauenzimmer merkt nicht, daß Sie und ihre Buhlerey es ist, die man auf dem Theater durchzieht. Lubin denkt, daß es in der That die Hinterlist und die Betrügereyen des Skapins und nicht seine eigenen sind, die man durch die Hechel zieht. Es fehlt dem Theater weiter nichts, als die Kunst uns und unser Herz zu verbessern; dadurch würde es nützlich und angenehm werden. Die Acteurs werden Philosophen seyn, die den Zuschauern ihre Lehrsätze lachend und scherzend, so wohl das Ernsthafte als das Wichtige, beybringen werden, woraus alles Traurige und Lustige des Theaters besteht.

Von der Thorheit.

Die Thorheit ist eine Krankheit des Gemüths, die uns des vernünftigen Ueberlegens und des Gebrauchs unserer Beurtheilungskraft beraubet. Es giebt noch eine andere Art von Thorheit, welch man das schöne System nennet; dadurch kommt ein Mensch zu Ehren, fängt an sich hervorzuthun, wird der Klügste, nachdem man ihn lange Zeit für thörigt gehalten hat. Damius ist aus der Zahl der ersten: seit zwanzig Jahren ist er nicht aus dem Bette gekommen, er fürchtet sich für den Lärmen, er denkt, er hat gläserne Füße, die er nicht zerbrechen will: man stößet ihn, er schreyet, man sieht sich genöthiget, sein Bette zu verbrennen, damit er es nur verlassen muß. Dieses ist eine Art eines Thors, gewiß ein Thor in der That. Eulalius ist ein Thor und denkt es nicht, er sollte noch wohl verlangen, daß man ihn lobte, weil er die Bitten des Flavius, der ein Verdienstvoller Mann ist, statt finden läßt, und ihm mit seinem Ansehen, so Flavius benöthiget ist, dienet. Die Thorheit des Eulalius ist itzt bey vielen Mode geworden, sie denken eben wie Eulalius, dieser denkt: die Reichthümer machen der Menschen Werth aus; die

reich

reich sind, die sind, nach seiner Meynung, viel werth.

Es giebt Menschen, die bey ihrem gesunden Verstand ausschweifen, und während, daß ihr Verstand der klügste zu seyn scheint, ist die Thorheit ihr geringster Fehler: solche Leute halten sich für das, was sie nicht sind; hingegen halten sie sich nicht für das, was sie sind. Dieses sind kurzweilige Menschen, doch giebt es dergleichen in der Welt.

Barcinius bildet sich seit funfzehen Jahren ein, daß er krank sey, dem ohngeachtet ist er nur thörigt. Seit dieser Zeit hat er seine Nachtmütze nicht vom Kopfe gebracht, noch seinen Fuß weit aus dem Hause gesetzt. Er geht in seiner ausmeublirten Stube, wie ein Kind, spatzieren; sein Verstand, welcher, ob er gleich viel kränker als sein Leib ist, denkt und sinnet herum, bald besieht er das Fenster, und bald den Schorstein; itzt bemerkt er, daß seine Stubenthür so weit von seinem Bette ist, er läßt einen Maurer holen und läßt sie zumauern, da der Maurer die neue Thür durchbricht, so freuet sich Barcinius über sein Vorhaben, sein Vornehmen gefällt ihm, er befindet nun, daß er itzt nur sechs Schritte bis an die Stubenthür zu gehen braucht, da er sonst zehen bis dahin machen mußte. Welch eine Schrittersparung auf seine ganze Lebenszeit gerechnet!

Es

Es giebt Leute, die nicht müde werden mit Frauenzimmern umzugehen, alles ist bey solchen Leuten Gewogenheit; der erste Grad der Thorheit. Democrit verblendete sich selbst aus Furcht Frauenzimmer zu sehen, er dachte dadurch eine Thür der Pracht und dem Hochmuth zu verschließen und hundert Thüren der Weisheit zu öffnen; zweyter Thorheitsgrad, es giebt deren von unterschiedlichen Arten. Das Frauenzimmer ist einem Glase gleich, das man niemals muß aus der Hand fallen lassen, um zu sehen ob es zerbrechen, oder ganz bleiben wird: eine solche Probe ist lächerlich; dritter Thorheitsgrad, wenn man einen Körper versuchen will, den man nicht ergründen kann.

Manche Menschen macht eine Verstandsmittelmaße klug, so bald diese Mittelmaße des Verstandes fehlt, so bald sind sie dumm, die Uebermaße des Verstandes macht sie rasend.

Ja, sagt man, die Thorheit ist etwas guts, dieses System muß man erst beweisen. Ja, es ist oft etwas guts, oft ist es das Gegentheil. Die Thorheit ist Ursache, daß man sein Vermögen durch Processe verzehrt, denn eigentlich zu sagen, gewinnen sie die Gerichtsherren. Die Thorheit ist Ursache, daß alte Frauenzimmer sich mit jungen Mannsleuten vermengen, und sich dadurch um ihr Vermögen bringen. Die Thorheit ist Ursache, daß Albius

im achtzigsten Jahre die junge und schöne Thamire heyrathet, die sich nun dem Orestes verspricht: dieser muntert sie auf und setzt sie wegen des Absterbens des Albius, den sie auch sehr wenig beweint, in ruhigen Stand.

Die falsche Weisheit, und ihr etwas Scheinwahrhaftiges ist Ursache, daß jedermann sich gleich findet: was mich anlangt, ich mache alle sündige Menschen besser durch die Thorheit gleich, welche ich bey allen zu finden denke; kurz, alle sündige Menschen sind Thoren, daß Mehr oder das Weniger unterscheidet sie nur.

Kein Sterblicher ist thörigter, als derjenige, der sich für den Klügsten hält, eben so, wie derjenige Mensch der weiseste ist, der sich deßwegen nichts drauf einbildet, der seine Fehler mißbilliget und anderer Menschen Fehler nicht weis: das Gegentheil ist ein Geiziger, der die Verschwendung und den Ueberfluß tadelt; ein Verschwender, der den Geiz mißbilliget: ein Drittmann tadelt sie beyde zusammen; ein jeder durchzieht die Fehler, die er an dem Nächsten siehet, aber dasjenige, so an ihm Fehler zu nennen ist, bemerkt er nicht.

Von der Gerechtigkeit.

Die Gerechtigkeit ist eine himmlische Gabe, eine göttliche Eigenschaft, es ist dasjenige, welches die Menschen in Ordnung bringt und zusammen setzt; ohne Gerechtigkeit würde die menschliche Gesellschaft bald zu Grunde gehen. Die Gerechtigkeit hat lauter Gutes an sich, alle ihre Mängel entstehen gemeiniglich von denenjenigen, die sie verkaufen, oftmals wird sie ganz und gar nicht demjenigen verschaffet, dem man Gerechtigkeit verschaffen sollte. Es ist wahr, daß der Haufen der Gesetze, die große Anzahl der Gewohnheiten und Verordnungen, dasjenige eingeführet haben, was man heut zu Tage Praxis nennt, welche einmüthiglich mit dem Geize und dem Eigennutze der Partheygänger des Bartolus dasjenige in Schwang gebracht haben, was man Vorwand, Ausflüchte, Verzögerung, listige Kniffe, Kunstgriffe, verschmiztes Wesen betitelt; kurz, das ganze Geschlepp der unnützen Spitzfindigkeit in Rechtshändeln, so die feinste Chicane genennt wird.

Die Gewohnheit gilt oft mehr als das Gesetz, zuweilen überwiegt das Gesetz die Gewohn-

wohnheit, aber selten vertragen sich alle beyde mit einander.

Eine Schöne, zum Exempel, die einen Proceß führt, oder die von jemand verklagt worden ist, ein solch schönes Frauenzimmer ist versichert, daß sie gewinnt: der Proceß ist unstreitig gewonnen, wenn eine Schöne den Advokaten vorstellt, und der Richter ein Mensch ist, (nämlich: viel Menschliches an sich hat.)

Die Pflicht und Schuldigkeit eines Richters ist diese: daß er Gerechtigkeit verschaffet, seine Wissenschaft und Kunst ist es, sie zu verzögern: o, wie manche Richter wissen ihre Pflicht und Schuldigkeit, und thun doch nur ihre Wissenschaft und Kunst!

Es ist gewiß, daß ein Client, der seinen Richter sehr anläuft, ihn bittet, ihm Geschenke anbietet, denselbigen beleidiget und ihm Unrecht anthut, weil ein solcher Client an seiner Redlichkeit zweifelt: wenn seine Sache gut ist, so kann er sich gewiß versprechen, daß er sie ohne alles Ersuchen und Bitten beym Richter gewinnen muß; ist sie aber unrecht, so soll sein Anhalten, sein inständiges Suchen nicht mehr als die Redlichkeit des Richters gelten.

Diese

Diese Geldsumme gehört ihm, sagt ein Sachwalter, aber wenn dieser Umstand fehlt, so wird er sie einbüßen: aber ich bin versichert, daß er sie verliert. Hier sieht man manches Sachwalters Gewissen.

Ein bestrafter Strafbarer ist ein Exempel für den Pöbel, ein unschuldig Bestrafter ist ein Exempel für die ehrlichen Leute.

Die Folter ist eine erfundene Grausamkeit, um sichere Nachricht von bekannten Lastern herauszubringen; dem ohngeachtet befreyet die Folter den Verbrecher, wenn er die Tortur aussteht, und verurtheilt den Unschuldigen, der das Herz nicht hat, die Marter auszustehen. Wie betrüglich kann demnach oftmals die Tortur seyn, und wie vorsichtig muß damit verfahren werden?

Judicius ist so redlich in richterlichen Handlungen, daß er nichts unbilliges und ungerechtes anhört, nimmt keine Geschenke, sieht auch so gar die Blutsfreunde vor Gerichte nicht an; man hat ihn für ungerecht gehalten, weil man befürchtete, Judicius mögte unveränderlich seyn; doch itzt hat er wider Recht und Billigkeit, in Ansehung der Schönheit der Bucinde, ein Urtheil gesprochen.

Der einzige Unterschied unter zweyen Menschen, die mit einander Processiren, ist dieser, daß derjenige, der den Proceß gewinnt, sich oftmals durch die Fortsetzung desselben unglücklich und arm gemacht, und derjenige, so denselben verliert, kann nicht mehr die Proceßkosten bezahlen.

Wie ich dieses Buch schrieb, so hatte ich mich in einem stillen Walde sorgenlos auf den Rasen hingesetzt, und ich sahe in der Ferne zwey wilde Thiere, welche sich mit einander zu beißen schienen; ich rufte ihnen zu: sie sollten sich nicht zanken, sie sollten vielmehr aufhören und deßwegen einen richterlichen Ausspruch einholen. Anfangs spitzten sie die Ohren, und stellten sich, als wenn sie mich anhören wollten, so bald sie aber merkten, daß ich mit ihnen von Processiren redete, so zogen sie aus. In der That, man hat niemals zwischen der Eiche und der Rüster, und in den Höhlen der wilden Thiere Sachwalter, Registratores, noch Gerichtsdiener gekannt; die Thiere verstehen die Kunst nicht sich schriftlich einander zu fressen und einander zu verfolgen, und ich war thörigter als sie, daß ich ihnen von der Gerichtsstube vorredete.

Meine Sache ist richtig, ich habe Recht - - - so sagt mancher; wenn es nun in der That sich

so befindet, so rathe ich einem solchen Manne darüber einen Schiedsrichterlichen Ausspruch thun zu lassen. Wer kann denn wissen, was aus der Sache in den Händen der Anwälde, der Sachwalter, der Referenten, der Rathgeber und der Richter wird? Aber wie! so sind sie folglich alle ungerecht? Keinesweges: sie haben alle den Character der Redlichkeit und der Gerechtigkeit, sie wünschen, daß bey jedem Proceß beyde Partheyen gewönnen, sie können es aber nicht; zudem sind sie die Herren und die Austheiler des Rechts und der Billigkeit, und manchmal lassen sie die Waage der Themis etwas schwanken.

Von der Arzeneykunst.

Diese Künst ist wegen ihrer Vortreflichkeit eine göttliche Kunst, sie ist wegen ihres Alterthums und wegen ihrer Nothwendigkeit ehrwürdig, schön in ihrem Ursprunge, gut nach ihren Eigenschaften, zweifelhaftig in ihren Muthmaßungen, und fast immer blind bey der Ausübung. Mögte man doch diese Tochter des Himmels an diesen Charactern erkennen!

Ein Medicus ist ein Mensch mit drey Gesichtern. Wenn man keinen Doctor braucht, sondern gesund und frisch ist, so hat er ein Menschengesicht, wenn man aber einen Arzt braucht, alsdenn hat er ein Engelsgesicht, wenn er uns aber mit Gift vergiebt, quälet, nicht mehr helfen kann, ob er gleich alle mögliche Arzeneyen brauchet, oder nach der Genesung bezahlet seyn will, alsdenn sieht der Medicus bey vielen Leuten häßlich aus. Uebrigens ist es nicht seine Schuld, wir selbst haben Unrecht, daß wir unser Leben einer Kunst anvertrauen, die es uns sehr oft nimmt. Es ist an dem, daß das ganze Geschlepp und Zurüstung der Arzeneyen und Apothekerwaaren, und alles, was

das Zeughaus der Aerzte in sich enthält, [ich rede von den Apotheken] an und vor sich selbst betrachtet, nichts Erschreckliches noch Entsetzliches ist; aber man verordnet uns diese Sachen gleichsam bey Lebensstrafe, und dieses macht, daß wir oftmals durch die Arzeneyen den Sarg bauen, weil wir befürchten, wir mögten an Krankheit sterben.

Die gewöhnliche Sprache manches Arztes ist diese, daß er alle unsere Krankheiten für tödtlich hält, dieses geschieht deßwegen, damit er sich mehr Ruhm bey uns erwirbt, wenn wir wieder davon genesen sind, sterben wir aber an Krankheit, so kann er sich alsdenn leichter entschuldigen, weil für den Tod kein Kraut gewachsen ist. Ach! zuweilen macht mancher Arzt die Krankheiten tödtlich: die Sonne erleuchtet seine Handlungen und Unternehmungen, und die Erde deckt seine Fehler zu.

Oftmals nimmt der Medicus ab, reisset ab, brennet, schneidet, zerreisset, er ziehet ab, machet leer, verringert, schwächet, zerstört den ganzen Leibesbau, um die Gesundheit desselben wieder herzustellen, und die Furcht, von der Krankheit überwunden zu werden, macht, daß wir von der Arzeney überwunden werden. Viele Menschen sind solchen tapfern Soldaten ähnlich, die, weil sie befürchten, sie mögten in der Schlacht umkommen, diesem

sem Unglück zuvor kommen und sich selbst gottloser weise dem Tode in Rachen liefern.

Ich theile die Aerzte in zwo Classen; es giebt die ordentlichen Aerzte, die stets an einem Orte und Stadt bleiben, die zuweilen in ihren Kuren glücklich sind, besonders, wenn die Natur sich selbst hilft, die sich fast allezeit, so wohl als der Patiente, irren. Es giebt noch eine andere Art Aerzte, die man außerordentliche, ich will sagen, Marktschreyer nennet: sie irren, wie ihre Wissenschaften, von einem Orte zum andern, sie bringen mit sich Wunderkuren, Lobwürdiges, ihre Meriten, Gelehrsamkeit, geheime Mittel, die sonderbare Kraft haben, die wenig Leuten bekannt sind, fürtrefliche Kunststücke; und dennoch fast allemal von allen diesen Sachen nichts mit sich. Ihre Fehler, ihre Irrthümer, ihre Morde bleiben da, wo sie durchgereiset sind; dem ohngeachtet versprechen sie Genesung, das Gesundmachen, ohne, daß sie einmal den Kranken gesehen haben: das Schlechteste ihrer Hülfsmittel ist vermögend, wie sie zu reden pflegen, vom Tode zu erreten; kurz, sie wollen mit aller Gewalt gelobt seyn. Es mag seyn, wie es will, wenn dieser und jener Medicus nicht als Medicus redet, ich will damit so viel sagen, wenn er aufrichtig ist, so gestehet er und giebt zu, daß, wenn man in dieser Kunst geschickt seyn will, so muß man das Mögliche von dem Unmöglichen unter-

terscheiden, und fast allezeit einräumen, daß das viertägige Fieber, das Podagra, der Blasen- oder Nierenstein, und die Hälfte anderer Krankheiten, welche weniger oder mehr gefährlicher sind, sehr oft ihre Einsicht übersteigen. Daraus mache ich den Schluß: daß ein guter Soldat, und ein unverständiger Medicus viele Unordnungen verursachen.

Es giebt in der Welt Altdeutsche, die Ueberbleibsel von der goldnen Zeit sind: bey welchen noch die unschuldigen Sitten in ihren Häusern herrschen: sie wissen nicht, was lange krank liegen heißt, ein Fieber verläßt sie entweder bald wieder, oder schicket sie auf den Kirchhof: die Natur schlägt sie darnieder, die Natur richtet sie auch wieder auf: sie wissen wenig von Aerzten und von Arzeneyen: sie sagen, nach ihrer Art zu reden: unser Leib ist ein Faß, welches der Medicus anzapfet; der Chirurgus abzapfet, er zieht das Klare heraus; der Apotheker purgiret es, er zieht die Hefen ab; endlich kommt der Kantor nimmt das Faß des Leibes weg, und verdient auch noch sein Brod dabey. So viel ist wahr, sagen solche Altdeutsche, daß die Kantores die Todten essen, die Aerzte die Kranken, die Advocaten die Lebendigen; endlich, weil sie aus der traurigen und betrübten Erfahrung reden können, so sagen sie ferner: die Großen essen allezeit die Kleinen.

Kali-

Kalistie ist krank, man lasse einen Medicum von weiten her holen, man verschreibe denselben, ohngefähr so dreyßig, vierzig, funfzig Meilen; nun, er wird doch unwissend seyn: man verschreibe einen Arzt von hundert Meilen weit her, und noch weiter, seine Wissenschaft und Gelehrsamkeit wird nur allein durch die Schwierigkeit, durch die Seltenheit, durch die Entfernung, und durch die Neuigkeit zunehmen. Itzt fragt einen solchen Arzt um Rath, höret seine Antwort an, nehmt euch ja sehr wohl bey seinem mündlichen Rath in Acht, sonst könnet ihr euer Leben in Gefahr setzen; bezahlet ihn reichlich, und lasset ihn wieder abreisen, ihr werdet deßwegen nicht davon sterben. Dem ohngeachtet lobet man seine Gelehrsamkeit sehr, man rühmet seine Verdienste im ganzen Lande; wenn einem schon der Tod auf den Lippen sitzt, sagt man, so ist er doch noch vermögend, uns wieder herzustellen: sein Ruhm, der in der Arzeneykunst besonders von ihm zugenommen hat, nimmt noch immer zu; man reiset hin, wo er wohnt: man führt ihn mit vielen Reisekosten her, um jene Gräfinn von N..... zu kuriren, die für Kopfschmerzen bald stirbt. Nun itzt kommt der fremde Herr Doctor an, er fragt die kranke Gräfinn, er besieht sie, er verschreibt Arzeneyen, man nimmt selbige ein, die Gräfinn beschließet ihre Tage. Aber was ist denn die Ursache, daß sie stirbt? Dieses, daß sich ihre Kopfschmerzen in ein hitzi-

ges Fieber verwandelt haben, wobey sich eine Verstandesverwirrung eingefunden hat. Es ist ihre Schuld nicht, er hätte thun sollen, was Kalistie that; ein Medicus ist da zum Receptverschreiben und um bezahlt zu werden. Es kömmt auf uns an, daß wir oftmals ihrer Einsicht überlegen sind, und ihnen nicht die Gewalt so weit verstatten, daß sie stets Recepte verschreiben und wir sie stets einnehmen.

Das Theater spottet der Arzeneykunst, und die Zuschauer bedienen sich dieses. **Egide** geht aus der Komödie, wo er **den Kranken in der Einbildung** hat aufführen sehen, er ist der nämlichen Meynung, wie **Moliere**, er beschuldiget manche Aerzte der Falschheit. Was geschieht, in etlichen Tagen wird er krank: was thut **Egide**? Er läßt einen Doctor holen, er glaubt seinem Ausspruche, und bezahlt denselben reichlich. So lange als die Menschen Lust zum Leben haben, (und die Lust zu Leben werden sie stets haben,) eben so lange werden die Menschen Aerzte brauchen; und so lange als die Aerzte selbst leben werden, so lange werden die Menschen die Aerzte tadeln.

Vitello, der große römische Oculist, Stein- und Bruchschneider, hat ein Hülfsmittel, mit welchem er die mehresten Aerzte verlachet, er heilt damit sicher und geschwind: schöne Vorzüge! Wie tröstlich klingt es in den Ohren eines

Kran-

Kranken, wenn man zu ihm sagt: diesesmal sterben Sie an dieser Krankheit nicht; Sie werden wieder aufkommen; Sie sind nur etwas unbäßlich, wenn er schon in letzten Zügen liegt: Vitello kömmt zu Fuße, sehr arm, und sein sonderbares Mittel macht, daß er reich und prächtig fortreiset. Aerzte, ziehet ihn durch, weil er fortgereiset ist; denn kurz, ein Marktschreyer bleibt nur kurze Zeit an einem Orte: zeigt die Unrichtigkeit seiner Wissenschaft, er hat euch mit seiner Ankunft geschadet, seine Abreise ist euch nützlich. Vitello konnte der Menschen Leben über ihr gesetztes Ziel verlängern, und Sie, meine Herrn, können das Sterben nicht verhindern.

Jener alte Doctor unterstand sich dem Antiochus das viertägige Fieber zu kuriren: er meynte, er hätte dasselbige, weil sein Puls so hurtig gieng. Aber weit gefehlt, Antiochus war am Herz krank, das erforschte der Arzt, und da bemerkte er, daß er in seine Schwiegermutter verliebt war. Es muß ein sehr geschickter Medicus seyn, wenn er sich auf dergleichen Krankheiten verstehen soll.

Jene Dame, die mehr in der Einbildung als wirklich krank war, ließ einen Doctor zu sich kommen und sagte ihm, daß sie sich unbäßlich befände. Der Doctor fragte die Dame: ob sie denn schlief, und auch noch essen könnte,

kurz, ob sie noch etwas dabey verrichten könnte? Auf dieses alles antwortete ihm die Dame, ja. Nun wohlan, sagte itzt der Arzt zu ihr: so muß man Ihnen erstlich alles dieses benehmen, ehe man mit Ihnen eine Kur anfangen kann. Das war ein Arzt, der zugleich ein rechter Freund der Wahrheit war.

Die Chymie, oder vielmehr die Alchymie, welche einen Theil der Arzeneywissenschaft ausmachet ist so schön als Chymie, nämlich: in so fern sie bloß die sublunarischen Körper auflöset; wenn sie aber das Unmögliche verlangt, alsdann schweifet sie aus. Sie verleitet den Herminius, welcher ein Goldmacher werden will, den Stein der Weisen sucht, und darüber verarmt. Es ist wahr, daß Herminius bey seinem Laboriren schöne Sachen entdeckt, er macht Entdeckungen, aber er findet doch niemals nicht das, was er suchet; seine Metalle bleiben stets unvollkommen und mangelhaft; nur sein Hut wird goldgelb; weil er für Alter die schwarze Farbe verliert.

Was für eine Menge, oder vielmehr, welche Unordnung unter den Apothekerwaaren sehe ich bey Rassin! Worzu nutzt es, daß man Kühltränke und Juleps bey jener Adelichen verordnet, die man doch erstlich purgiren sollte? Man müßte sehr schlechte Schlüsse machen können, wenn man die Mißbräuche der Arzeneykunst nicht einsähe.

****

Von

Von der Gesundheit und Krankheit.

Die Gesundheit erhält unsern Leib, die Krankheit verdirbt denselbigen: diese beyden Leibeszustände sind unverträglich. Dem ohngeachtet dienen und schaden sie zuweilen dem Menschen, der an sich selbst oftmals so hochmüthig ist, daß er alle seine Tugenden und seinen Werth durch den Stolz, den er deßwegen heget, verderben würde, wenn Noth, Elend, Sorgen und Krankheiten ihn nicht zwängen, in sich zu gehen, und ihm diese Wahrheit deutlich zeigten: du bist auch ein Mensch.

Trübsal und Schwachheit machen uns Sterbliche zu ehrbaren Leuten: gesunde und wohllüstige Tage machen, daß wir unsere Schuldigkeiten vergessen. Der Schiffsmann widmet dem Himmel Gelübde, so lange der Sturm währt, an welche er aber nicht mehr denkt, so bald das Meer stille ist. Sehr wenig Menschen gebrauchen ihre Gesundheit recht und nützen selbige zu ihrem Vortheil: wenig Leute miß=

mißbrauchen die Krankheit; dieses ist der einzige Zustand, der einem jeden, Vornehmen und Geringen, recht deutlich zeiget, daß wir nichts sind, oder etwas sehr geringes. Unsere Jahre sind schnell abgelaufen; drum betet dort Moses: HErr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, (wir mögen wollen oder nicht,) auf daß wir klug werden. Mögten doch dieses besonders diejenigen lieblosen Reichen zu ihrem Besten merken, die ihrem Nächsten nicht gerne wenige Groschen von ihrem Reichthume zufliessen lassen, ob sie gleich im Tode alles mit dem Rücken, eben wie der Arme, ansehen müssen; und dennoch wollen sie Christen seyn, und auch in Himmel kommen.

Die Gesundheit gefällt unserm Leibe, unterhält unsere Vergnügungen, tödtet unsere Tugenden. Die Krankheit erweckt unsere Tugenden und nützet denselben, unterhält unsere Hoffnung, tödtet unsere Laster und Fehler. Hier findet der Weise zu denken: wie oftmals sein Wohl durch Krankheit befördert wird.

Ein Kranker kann nichts thun, und mögte gern alles thun; er verspricht sich goldene Berge. Sollte er wieder gesund werden, (wir wollen den Fall setzen) vielleicht würde er nichts halten; Allen menschlichen Dienst, so man von ihm erwartet, ist dieser, daß man keinen von ihm erwarten

warten soll, und man verlangt von ihm nichts weiter, als daß er geduldig seyn soll.

Man findet selten gesunde Leute, die man auch zugleich rechte fromme Leute nennen kann. Die Gesundheit und die Frömmigkeit vertragen sich immer nicht lange. Der Schöpffer redet nicht so viel mit Gesunden, als mit Frommen. Die Krankheit ist ein Zustand der Frommen in dieser Welt. Es sind besondere Krankheiten, welche die Reichen in der Welt betreffen: es sind deren auch, so arme Leute fühlen. Hunger, Elend, Abnehmen des Leibes, schleichendes Fieber und Kleinmüthigkeit sind die gewöhnlichen Früchte des Mangels und der Dürftigkeit.

Galanteriekrankheiten und das Podagra sind das Theil vieler vornehmen und reichen Leute, damit muß sich mancher Reiche und Vornehme beruhigen, der nur noch gehen kann, weil ihn seine Bedienten an zwey Krücken herum führen, dessen Hoffnung sein Großvaterstuhl ist, ob gleich seine krummgezogenen Finger, seine einwärtsgekehrten Füße, seine krumme und gebückte Gestalt ihm schon lange vor seinem Tode die Sterblichkeit fühlen lassen. Ich will itzt nicht einmal von den vielen Hitzblattern, Geschwüren, Verrenkungen der Gliedern und Verfaulung der Gebeine reden; es ist dennoch eine große Beruhigung, an einer solchen

Krank=

Krankheit krank seyn, welche nur vornehme und reiche Leute betrifft.

Die neueste Manier der Freundschaftsbezeugung nach der Mode ist diese: wenn man sich einander auf der Straße an den Arm anhängt, Hand in Hand geht, mit einander Französisch parlirt, einander von der Seite leichtsinnig ansieht, und solche Mienen und schlendernde Fußsetzungen dazu macht, daß, wer es so mit ansieht, denken sollte, solche Leute theilten ihre Seele mit einander. Aber das ist Modefreundschaft; es ist Mode, denn wenn man es beym Lichte besieht, so ist es nicht einmal der Schatten von der wahren Freundschaft, eben so wenig, als ein paar gesunde Stunden, die ganze Gesundheit in ihrem Umfange vorstellen können.

Die Beraubung der natürlichen Sinne setzt den Menschen in einen sehr betrübten Zustand. Der Einhändige steht viel aus, der Taube wird unruhig, daß er reden und gehen siehet, und versteht nichts davon; derjenige, so einen stinkenden Athem hat, und ein Stummer, sind zu beklagen. Aber nichts ist trauriger, nichts ist betrübter, als der Zustand eines Blinden; denn ein solcher blinder Mensch gleichet, eigentlich zu reden, einem Todten: er ist eben wie ein Verstorbener des Tagelichts beraubt.

raubt. Es ist wahr, ein Blinder beweget sich, er gehet, aber er gienge gewiß um sich den Hals zu brechen, wenn Gott und ein Führer ihn nicht dafür behüteten.

Eben dieselbe Natur, die uns Mittel von sonderbarer Kraft an die Hand giebt, um uns vor Krankheiten und ihren schlimmen Folgen zu bewahren, entzieht uns alle diese Genesmittel, wenn sie will, daß wir einer dem andern durch den Tod nachfolgen sollen. Ein schönes System für die Aerzte!

Vom Tode.

Der Tod ist der Termin der Zeit, der Anfang der Ewigkeit, eine ungewisse Sicherheit, der Lebensfeind, das Ende der Vergnügungen sowohl, als des Elends in dieser Welt; eben darum fürchtet man sich für den Tod, weil er unsere Wohllüste endiget, und man wünscht ihn oft, weil er unser Elend zerstöret, und unserer Noth ein Ende macht.

Gelehrte fürchten sich deßwegen mehr für den Tod, weil sie diesen König des Schreckens mit ihrem Verstande, nach allen seinen Schrecken und Fürchterlichen, mit seinem ganzen Umfange betrachten können. Der Tod ist hingegen denenjenigen, die nicht so viel gelehrte Einsicht haben, weit angenehmer; denn sie untersuchen nicht so scharfsinnig, daß der Tod das Allerkostbarste von der Welt, nämlich, das Leben, endiget.

Apamies, der nun nahe an den Pforten der Ewigkeit ist, den eine Krankheit in die Gruft schicken will; dieser Apamies hat seit dreyßig Jahren eine sehr schlechte Gottesfurcht bezeiget, sein Reichthum und seine Güther sind die Frucht seines Zusammenscharrens und seines

Abzwin-

Abzwingens von seinem Nächsten: itzt widmet er sich allen Kräften des Himmels, er fürchtet sehr vieles, er hoffet wenig, und verspricht ein ganz neues Leben zu führen. Apamies geneset wieder von seiner Krankheit, und fängt wieder an so zu leben, daß er noch lasterhafter stirbt. Das Ende des Lebens ist ein Abriß unserer Lebensart, das ist, ein Bild unsers geführten Wandels; der Todestermin ist gewiß, man fürchtet sich dafür, man erwartet ihn: dem ohngeachtet ist man sehr nachläßig und sorglos dabey.

Ein verzagter Mensch fürchtet die Gefahr so sehr, daß er für Furcht und Feigheit nicht aus dem Hause geht; das Schicksal schickt die Gefahr zu ihm in sein Haus, und er findet daselbst dasjenige, was er auswärts fürchtete. Wenn man ruhig leben will, so muß man das Leben, den Tod und die Thorheiten gering achten.

Es giebt Zeiten, wo die Schwermuth uns zu Boden schlagen will: aber wir müssen die Melancholey zu Boden schlagen; denn gemeiniglich ist es eine Chimäre, ein Traum, ein Nichts, welches unsere Traurigkeit und Schwermuth verursachet, uns matt macht, uns allmälig verzehret, uns ein kummervolles Leben führen läßt, das sich bald mit dem Grabe endiget.

Wenn die Furcht für den Tod unsern Tod verhinderte und abwendete, so wollte ich

allen Menschen rathen, daß sie sich für den Tod fürchten sollten. Ein Mensch hingegen, der sich für den Tod fürchtet, der sieht denselben gleichsam zum voraus stets vor sich; es dünkt ihm, als gienge er ihm entgegen, und stirbt folglich alle Tage, für Furcht, daß er einmal sterben muß.

Wir müssen unsere Hoffnung für unserer Furcht sterben lassen, oder eher, damit wir nichts mehr zu fürchten haben. Ein Missethäter ist hundertmal bleich geworden, und hundertmal ist ihm der Angstschweiß ausgebrochen, seine erstarrten Sinne erwarten das Todesurtheil in einer Höhle im Graben. Die einzige Ursache seiner Schrecken ist diese, daß er noch hoffet, und daß er sich noch mit einer eingebildeten Gnade schmeichelt; aber, so bald er auf dem Richtplatz ist, so bald als ihm der Scharfrichter die Augen verbunden hat, eben in dem letzten Augenblicke, da ihm das unvermeidliche Schwerdt vor seinen Ohren zum letzten Streich daher rauscht, eben da fürchtet er entweder nichts mehr, oder wenig, seine Furcht ist mit seiner Hoffnung gestorben.

Der Tod fürchtet diejenigen Leute, die ihn verachten, und verachtet diejenigen Sterblichen, die sich für ihn fürchten. Nicht so wohl der Tod, an und vor sich selbst, als seine Annäherung, Vorboten und Folgen sind es, die uns erschrecken. Man sieht die Vorboten,

ten, man fürchtet die Folgen, dieweil wir sie nicht wissen; unterdessen folgt wohl leben und wohl sterben richtig auf einander; und so folgt auch das Gegentheil. Für gottlos leben und gottlos sterben behüte der Allmächtige alle Menschen!

Solche Kriegsleute, die wie Löwen tausendmal dem Tode Troß bieten, wenn sie im Feldlager stehen, solche Menschen denken: das hieße den Tod gleichsam kaufen, wenn man nur an die Todesgefahr dächte. Dieses sind herzhaft Verzagte: sie sind mehr als Männer vor dem Angriff; sie sind weniger als Weiber in dem Feuer und in der Schlacht, sie haben alle ihre Herzhaftigkeit vor der Zeit verbrauchet; ich will so viel sagen: sie sind eben so tapfer, ehe die Schlacht angeht, als sie verzagt und feige sind, wenn es zum Treffen kömmt. Ein Alexander hingegen zitterte, wenn man ihm seinen Küriß anlegte und er sich in den Krieg begab. Die Furcht für den Tod folgt auch den Helden nach, denn Helden sind auch Menschen: aber im Streit, in der Schlacht selbst waren sie gewiß unüberwindlich, weil sie weder den Tod noch die Feinde fürchteten.

Es giebt auch Todesprahler in der Welt, dieses beweiset jener Uebelthäter, dem man sein Todesurtheil ankündigte; der in seinem Gefängniß mit den Würfeln spielte, der die Todesstrafe kaltsinnig anhörete, der zum Scharf-

richter sagte: er wollte gleich mit ihm gehen, er sollte ihn nur noch diesen letzten Pasch würfeln lassen. Diese Arten von Menschen hoffen nichts in dieser Welt, und fürchten auch hier nichts; nein, ich will sie entschuldigen und will sagen: daß sie Helden in der Unbesonnenheit sind.

Wenn auch der Tod nichts entsetzliches wäre, so ist doch sterben allemal die wichtigste Handlung, so in unserm ganzen Leben mit uns vorgeht. Es hat Weise gegeben, die sich auf eine cynische Art mit dem Dolche des Lebens beraubet haben, um Unglück zu vermeiden, das sie mehr als den Tod fürchteten. Es hat Leute gegeben, die im Scherzen gestorben sind: der letzte Auftritt ihres Lebens ist der lustigste gewesen; welch ein Heldenmuth! Es hat Leute gegeben, die mehr bey den Vorboten des Todes geschauert und gezittert haben, als bey dem Tode selbst; welch eine Thorheit! Was mich anlangt, so meyne ich, daß es das Beste ist, wenn man sich stets wohl zum Tode, ohne peinliche Furcht vorbereitet, und denselben alsdenn mit Geduld erwartet, man sey nun vornehm oder gering, reich oder arm, gelehrt oder ungelehrt. Ich bewundere die lächerliche und ungeschickte Antwort jenes englischen Canzlers, dem der Kopf sollte abgeschlagen werden. Als man demselben die Haare abschneiden wollte, so sagte er: in meinem Urtheile steht, es soll mir der Kopf, und nicht die Haare abgeschnitten werden.

* * *

Von

Von der Trauer.

Die Trauer ist heut zu Tage das Kennzeichen der Erbschaften: je größer und reicher sie sind, desto tiefer ist die Trauer, wenigstens scheint man trauriger zu seyn, weil die Betrübniß dabey, wenn man es aufrichtig sagen soll, nur eine bloße Maske der Anständigkeit, nur der Vorwand des Leidwesens ist.

Oxius büßet seine Frau ein, er scheinet darüber weit betrübter, als er sie im Herzen bedauert. Eumenen stirbt ihr Mann, sie scheint ihn mehr zu bedauern, als sie deßwegen im Herzen betrübt ist; es kömmt eben so heraus, es ist eines so viel, als das andere.

Die Trauer ist eigentlich nicht mehr, als die Meynung der Trauer, und gleichsam das Kleid der Trauer; die Trauer richtet sich weniger nach dem Schmerz, als nach den Meynungen dererjenigen, denen man betrübt vorkommen will, und diese falsche Betrübniß nimmt zu, nachdem daß die Erbschaft groß ist.

Der Franzose Racine hat nie kein trauriger Trauerspiel als: der Sterbende, verfer-

tiget, und Moliere hat kein lustiger Lustspiel als: der Erbe, gemacht, welcher sich in dieser Komödie bis auf den Absatz an Schuhen traurig kleidet, nachdem es die Erbschaft erfordert.

Paxius büßet durch den Tod seinen Vater ein, er ist der einzige Sohn; der Verstorbene hinterläßt ihm vieles Vermögen: er kleidet sich in Trauerkleider, sein Kleid ist lauter Trauer, und er ist voller Freude. So gehts oft noch, wie beym Paxius.

Africius und Aristophes haben nur eine reiche Erbschaft bey einem Vätter gethan. Was thun sie? Sie trauern, sie betrüben sich, weil sie denken, daß sie finden werden, womit sie ihre Traurigkeit bezahlen können. Itzt siegelt man auf, der Verstorbene hat ein Testament gemacht, er hat den Africius zum Universalerben seines sämmtlichen Vermögens eingesetzet. Wie Aristophes sieht, daß er enterbt ist, so gleich zieht er das Trauerkleid aus, läßt den Africius trauern, der für seine Betrübniß bezahlt ist.

Ich komme, Ihnen mein Beyleid wegen des Todes Dero Herrn Vätters zu bezeigen rc. so sagt Lulius zum Julius, der einen Vätter eingebüßet hat, von welchem er

vieles

vieles Vermögen erbet. Ob er nun gleich ein reicher Erbe ist: so scheint er doch wie trostlos, er weinet, er seufzet, er thut kläglich; nie ist eine verstelltere Trauer gewesen; denn nie ist Julius vergnügter und fröhlicher gewesen. Lulius vermuthet sich dieses wohl, er weis schon, was Trauer bedeutet, zumal, wenn sich die Erbschaft der Mühe verlohnt; nichts desto weniger kömmt er aus Anständigkeit zum Julius, ihm einen Muth zu machen, und ihm die Thränen abzutrocknen, welche er, wie Lulius schon weis, nur aus Politik vergießt.

Verblümte Erklärungen und Beschreibungen mancherley Gegenstände.

Der Mensch ist Gast und Wirth in der Welt, das Ebenbild eines Gottes, der Gegenstand und der Unterthan der Befehle und des Eigensinnes, eine Fabel der Freundschaft, die Beute des Todes, ein Durchzug des Lebens, und ein Spielwerk des Glücks. Das Glück ist einer vornehmen Frau gleich, die sich in Knechte verliebt, ein Zweck, ein Ziel, das man erreicht, ohne, darnach gezielet zu haben; es ist oftmals der Schiffbruch des Reichthums der Nebenmenschen. Das Glück macht helle, wo es geht, und hinterläßt Schatten daselbst, wo es weggeht.

Die Reichthümer sind vornehme Kleinigkeiten, heimliche Annehmlichkeiten, die man liebet, um derentwillen man vieles unternimmt, die einen Thoren liebenswerth und einen edelmännischen Bürger machen.

Der Adel ist das Kennzeichen der Gewalt, die Pracht der Höfe, der Schimmer derselben,

das Auslesen der Provinzen, das Zeichen des Werths: zuweilen nichts weniger als alles dieses, weil er nur oftmals im Pergament besteht.

Ein Brief ist ein stummer Bote, der nichts übel nimmt, und der alles entdeckt. Das Geschriebene ist eine sichtbare und dauerhafte Stimme, die Farbe und Gestalten den Gedanken giebt. Die Mahlerey ist eine falsche Wahrheit, und eine wahre Unwahrheit.

Die Hoffnung ist ein Traum eines wachenden Menschen, der noch munterer wird, wenn er zu hoffen aufhöret.

Die Grab- und Gedenkmäler sind künstlich und zierlich zusammen gesetzte Steine, welche die Augen der müßigen Vorbeygehenden weiden, und weiter nichts.

Die Armuth ist die Pest der Höfe, das Schrecken und die Furcht der ganzen Welt, das Grab der Ehre und der Höflichkeiten, so man einem erweiset, und der Tyrann der Wohllüste; aus dieser Ursache kann man einen armen Menschen mit einem wüsten und zerstörten Lande vergleichen, das zwar ein jeder Reisender recht aufmerksam ansieht, aber es auch stehen läßt, wie er es gefunden hat. Selten legt einer ein paar Steine wieder an die rechte Stelle. Jener fragte einen Bauer: sagt mir doch, wie man-

che Leute so geschwinde reich werden? Je Herr, weiß er dieses noch nicht? Es kann nicht fehlen, sie müssens finden, oder st : : : : : len.

Die Sonne ist ein bewegliches Feuer, der Zeuger mancherley Sachen, ein Gestirn von großer Schönheit, welches das Licht des Tages bringt und wegnimmt. Der Mond ist die Stütze des Tages, die Fackel der Nacht, die Gefährtin der Sterne. Die funkelnden Sterne sind Lichter der Nacht, die Augen der Dunkelheit, die gemeiniglich den Einbruch und die uneheliche Beywohnung bescheinen.

Die Nacht ist der Mangel des Tages, der Gewinn der Diebe, der Verlust der Frauenzimmerehre, die Gelegenheit der Verbrechen.

Die Erde ist ein fruchtbares festes Land, der Lebensbehälter, ein bewohnter runder kugelförmiger Körper.

Das Meer ist ein unbegreiflich Flüßiges, ein ungewisser Weg, ein zweifelhaftes Element; es ist ohne Balken; folglich soll sich ein jeder Mensch beym Wasser sehr wohl in Acht nehmen, daß er nicht hinein fällt, und nicht in Gefahr seines Lebens kömmt. Ein Schiff ist ein lebendiges Haus, ein Gasthof, der an alle Orte mit fortgeht.

Der Himmel ist eine unermeßliche Luft, der höchste Grad ohne Grenzen, ein unergründliches Ganzes.

Der Schlaf ist das Bild des Todes, das wirkungslose Wesen des Lebens, ein lebendiges Nichts, und die Ruhe der Arbeit. Das Bette ist ein verdrüßlicher Ort für einen Kranken, ein Ort der Ruhe für einen Müden, ein Ort der Unruhe für einen Eifersüchtigen, und ein Ort des Vergnügens für die Weiber.

Die Armen sind wie Bäume ohne Früchte; wo nichts abzuschütteln ist, da finden sich keine Menschen die auflesen wollen. Es giebt mancherley Arme in der Welt: erstlich wahre Arme, Hausarme, die ihr Armuth niemand gerne klagen noch sagen wollen. Solchen Leuten sollten die Reichen mit ihrem Ueberflusse dienen und aus der Noth heraus helfen. Ferner: verstellte Arme, die sich stellen, als ob sie nicht fünf Groschen im Vermögen hätten, und diese sind unter die Geizigen zu rechnen, die da meynen: es werde nicht bis an ihr Ende zureichen. Ferner: gesunde faule Arme, Faullenzer und Faullenzerinnen, die nichts arbeiten wollen, die ihre Kinder stets herum betteln schicken, die Leute auf Straßen, Gassen und vor den Thoren anbetteln, nachrennen und gleichsam belästigen. Da wäre es fast nöthig, daß die Obrigkeit solche Leute mit ihren Kindern in ein beson-

deres Haus thäte, und sie daselbst wenigstens soviel arbeiten ließe, als sie zu ihrem Unterhalte brauchten, auch ihre Kinder daselbst erzögen, damit selbige der Republik nicht zur Schande, Last, und wohl gar zuweilen zum Schaden herum giengen, Zucht und gute Ordnung erhalten würde; denn sonst wachsen solcher armen Leute Kinder daher, wie die wilden Ranken, nebst ihren ungezogenen Aeltern, und werden Höllenbrände, die weder Religion noch Gewissen haben. Es ist ohnedem schon itzt, aller Mühe und Fleißes ungeachtet, eine sehr böse Jugend. Was will das für eine Welt, was wollen das für Bürger werden? Drum wartet und ziehet die Bäume, weil sie noch zarte sind, alsdenn kann man sich von den mehresten reife und süße Früchte versprechen.

Die Liebesneigung ist der Tyrann eines müßigen Herzens, die Liebe ist Sittsamkeit bey Kindern, eine Unehre bey Frauenzimmern, eine Wuth bey Weibern, eine Hitze bey jungen Leuten, ein Scherz und Gelächter bey Greißen und alten Frauenzimmern, und bey falschen Leuten ist sie Bosheit und Hinterlist, weil solche Verliebte einander stets bey der Nase herum führen.

Der Krieg ist die Uebung der Mächte, die Verrichtung des Adels, der Krieg erhält oftmals die Staaten, indem er selbige zerstört.

Die

Die Ehre und der Sieg sind eitele Zeichen, welche weiter nichts beständiges als den Anschein haben. Der Friede ist des Kriegs Ende, eine ruhige Freyheit, eine öffentliche Ruhe. Der Soldat ist die Mauer des Staats, die Vertheidigung des Landes, eine berühmte Dienstbarkeit.

Die Freunde sind wie goldne Bildsäulen, die man, ohne ihnen Schaden zu thun, nicht gebrauchen kann. Die Freunde, zumal diejenigen unserer Zeit, sind wie Citronen, daran die Schale schön, und das Inwendige, nämlich, das Fleisch und der Kern bitter und oftmals gar verdorben ist.

Die Schmeichler sind wie die Fische, welche dem Köder nachgehen, und welche andere Leute erlauschen.

Die Chicane, oder die unnütze Spitzfindigkeit in Rechtshändeln ist ein Entsetzen für redliche Leute, der Gewinn für die, welche die Rechtshändel führen, das Element der Normänner, (nämlich solcher, welche die Leute hintergehen.)

Der Neid ist eine Begierde, welche schadet, und welche den Neidischen mehr frißt, als diejenige Person und Sache, die man beneidet.

Das Geld ist aller Menschen Freund, es ist derjenige Freund, der viele Dienste leistet, und mit welchem kein Mensch niemals zanket. Es ist entsetzlich, daß viele Menschen die Tugend dem Gelde nachsetzen, und das vergängliche Gold und Silber der Tugend vorziehen. Da könnte man sagen: **Mensch bleibt Mensch**, wenn die Allmacht nicht sein Herz ändert.

Die Güther dieser Welt sind Schätze, welche man beneidet, wenn sie andere Leute und wir nicht haben, und welche andere Leute auch beneiden, wenn wir damit versehen sind. Es ist der heimliche Fehler des Thoren.

Eine Frau ist das Schönste und das Schlimmste, die Ursache vieles Nützlichen und vieles Elendes.

Die Religion ist das Kennzeichen der Gottheit, der Gottesdienst des Allerhöchsten. Alle Völker haben ihre Religion, und alle haben dabey viel Mißbräuche. Keine davon ist wahr, als die christliche Religion, denn Schrift und **Vernunft** bestätiget ihre Lehren.

Die Natur ist unsere Mutter, und wir wollen die Mutter der Natur seyn; wir sollen ihr folgen und ihr gehorchen, und wir wollen, daß sie uns gehorche.

Ein Vater ist derjenige, von welchem wir nächst Gott das Leben haben: er ist aber selten derjenige, welchem wir Ehrfurcht und Unterthänigkeit schuldig sind.

Ein Buchhändler ist derjenige, welcher Handlung mit Wissenschaften führet, viel oder wenig Wissenschaft; oftmals verkauft er lauter Unwissenheit.

Der Wein ist das Elixir (Arzeney) des Menschen, in Ansehung seiner Eigenschaft: er wird aber dem Menschen zu einem Gifte, wenn er denselben unmäßig trinket.

Ein buhlerisch Weibsbild ist etwas Entsetzliches, denn, wenn sie sich schön und artig stellen kann, (und dieses können die Koquetten,) so raubet sie ihren Freyern vieles. So bald sich aber Schönheit und Artigkeit mit den Jahren verliert, so wird so eine Buhlschwester ein unnützer Hausrath; so gar die übrigen Buhlschwestern machen sich alsdenn nichts aus ihr, und verachten sie.

Der äußerliche Schein gewinnt und hintergeht die Menschen, fast alles nimmt seine Maaßregeln darnach, ausgenommen die Wahrheit und die Aufrichtigkeit.

Eine Stadt ist das Bild und der Abriß der ganzen Welt, welche Schönes, Nützliches,

Wah-

Wahres, Falsches, Wissenschaft, Unwissenheit, die Thoren so wohl als die Weisen, die Reichthůmer so wohl als das Elend in sich enthålt; kurz, eine Stadt ist ein Ganzes im Kleinen.

Reichen muß man stets sagen, daß sie auf ihre Gůther, Geld und Vermögen nicht stolz, seyn sondern sich Freunde mit dem ungerechten Mammon machen sollen. Sie sollen freywillig denen Bedůrftigen und Elenden dienen, denen Hungrigen ihr Brod brechen und die Důrftigen in ihre pråchtigen und weitlåuftigen Pallåste fůhren, sich um den Schaden Josephs bekůmmern, nicht nur fůr diese, sondern hauptsåchlich fůr jene Welt freywillig arbeiten, sich daselbst Schåtze sammlen, die Rost und Motten nicht fressen, und die ihnen auch nicht kønnen gestohlen werden. Sie sollen sich tief in ihre Herzen eingraben, daß die Reichthůmer vornehme Kleinigkeiten sind, und daß die Wiege und der Sarg das erste und letzte Haus der Reichen so wohl als der Armen ist. In welchem gefåhrlichen Zustande leben diejenigen Reichen, die aus ihrem Gold und Silber ihr høchstes Guth machen, die zum Goldklumpen sagen: Du bist meine Stůtze? Solche Menschen betrůgen sich selbst; denn erstlich verlåßt sie im Tode alles, sie fahren nackend davon, wie sie zur Welt geboren worden sind, und alsdenn heißt es: wie schwerlich werden diejenigen Reichen,

chen, so sich auf ihren zeitlichen, vergänglichen Reichthum gänzlich verlassen, sich damit ihre Herzen fesseln lassen, den Himmel erben. Heil ihnen! wenn sie den Herrn aller Herren ihren Arm, ihre Stärke und ihren unvergänglichen Reichthum seyn lassen, und ihre zeitliche Reichthümer zum Nutz und Dienst ihres Nächsten weislich gebrauchen; sich selbst aber so lieben, daß sie die ewige Liebe nicht damit beleidigen.

Elende und Bettler findet man auf Strassen und Gassen: Pauper ubique jacet; fast an allen Orten siehet man Bedürftige. Es ist wahr, allen, die Geld brauchen, ist es eben nicht nöthig, vieles Geld zu geben; denn viele mögten es verschwenden und im Müßiggange leichtsinnig verthun: folglich muß man weislich mit Geld dienen. Ein anders ist, frommen Armen dienen, die ihr zeitliches Glück durch Vernunft und Beyhülfe eines Reichen Vermögen bauen wollen; ein anders ist, faulen Armen, reichen Armen, die es oftmals so nöthig nicht, wie Hausarme brauchten, mit Gelde dienen. Wie viele arme Waisen und Wittwen, arme Gelehrte, verarmte Bürger und Kaufleute, Bauern und Dienstboten sind der reichen Leute Hülfe benöthigt; selbst die abgelebten Martissöhne sind diejenigen, die unser Augenmerk bey der Freygebigkeit seyn sollen. Es giebt viele Arme in der Welt, die ihres

Elendes selbst eigene Schmiede gewesen sind: nur manche sind, ohne ihr Verschulden, durch mancherley Zufälle in Armuth, Noth und Elend gerathen. Die allerwenigsten Bettler sind fromme Leute, ob sie gleich oftmals das Gebet zur Bewegung zum Mitleiden mißbrauchen. Es ist schon ein großes Elend für einen Ort, wo man viele Bettler vor sich sieht: weil der Schöpfer die Natur zureichend mit allem versehen hat, was zu den menschlichen Bedürfnissen nöthig ist. Die Sünde, und die daraus folgenden Laster sind der Leute Verderben. Dieses mögte man den mehresten solcher Leute recht laut vorsagen; ihr Leichtsinn, Unvorsichtigkeit, Müßiggang, Fressen, Saufen, bestrafet sie gemeiniglich selbst. Wie man sich bettet, so schläft man. Bey denen mehresten Bettlern findet man sehr wenig Aufrichtigkeit, Redlichkeit und Tugend. Die Weisen bemerken es sehr leicht an ihnen: mögten sie doch auch Kinder der Tugend werden; so würde die Armuth sich nach und nach verlieren, und alle zur Nothdurft reichlich haben.

Vom Menschen.

Der Mensch ist eine Abbildung Gottes, ein lebendiges und vernünftiges Wesen, die Beute des Todes, der Begierden, zuweilen ihr Unterthan und Sklave, das Spielwerk des Eigensinns; so viel wird mir ein jeder Philosoph auch vom Menschen sagen.

Nun aber, was ist denn der Mensch? Er ist ein Monarch, ein großer Herr, der mit Gold und Seide bekleidet, alle Vortheile der Natur in seinen Händen hat: dem alles zulacht, der in Ehre und Herrlichkeit lebet. Er ist aber auch ferner ein Bauer, dem die Natur mit allen ihren Geschenken nicht versehen hat: der in der Stroh- und Leimhütte bey Wasser und Brod lebt; seine Geburt war der Anfang zu seinem Elende, und sein Tod wird der Termin und Beschluß desselben seyn. Was! ist denn so ein Unterschied unter Mensch und Mensch?

Die ganze Welt, alle ihre Gegenden bringen Menschen hervor: ihre verschiedene Striche Landes sind die Ursachen ihres verschiedenen Eigensinns; doch bringt das wärmste Land nicht allemal hitzige und heftige Gemüther hervor:

und die kälteste Gegend trägt nicht allezeit feuchte Naturen.

Wenn man lehrreich von den Mängeln und Fehlern der Menschen nach dem Falle reden und handeln will, so wäre es fast nöthig, daß man selbst nicht Mensch wäre: und dieses macht, daß ich vom Menschen mit vielem Mitleiden rede, weil ich den Saamen zu den nämlichen Fehlern bey mir trage.

Jeder Zustand, jeder Stand des Menschen ist voller Fälle und voller Veränderungen, die bald so, bald so ihren Ausschlag gewinnen; man könnte davon ganze Bücher schreiben. Der Mensch, wenn man denselben nach seiner Person uneintheilig und überhaupt betrachtet, ist unendlich, unermeßlich, unergründlich und unerforschlich; die Veränderung der Neubekehrten bringt uns stets Menschen vor, die nämlichen Zustände und die nämlichen Begierden: indessen verursachet das Abwechseln und der Unterschied der Fälle unsere Verwunderung, und vermehren die Materie; je mehr die Satyre den Menschen betrachtet, je mehr erzürnet sie sich, weil sie mehr Fehler bemerket.

Die Thiere sind gewissermaßen wie Menschen, nämlich: freundlich, unterthänig und umgänglich. Die Menschen sind gewissermaßsen

sen wie Thiere, nämlich: heftig, zornig, hitzig, übereilt, unbillig und unrechtmäßig. Wenn man oftmals eines vom andern unterscheiden will so, muß man mehr auf die Gestalt, als auf den Charakter und Trieb sehen.

Der Mensch, der so verschlagen und so künstlich ist, seines Gleichen zu zernichten, hat den Salpeter kneten gelernet, und den Stahl zu schärfen erfunden; er hat es noch weiter gebracht, er hat auch die Chicane erfunden: diese Art eines Civiltodes ist eine der größten Uebel, eben so viel das Elend mehr als der Tod zu fürchten ist.

Alle Güther sind dem Menschen gegeben; die unrechten Gebräuche und das eitle Anwenden derselben entsteht von ihrer ungleichen Austheilung.

Der Mensch ist ein Geschöpf, welches schwer in seiner Art, und unmöglich in seinem Ganzen zu erkennen ist.

Der Mensch lebt stets in der Tyranney, die Jugend hält ihn mit allerley Wohllüsten gefangen, sie gewöhnt uns daran; das Alter rückt ohnvermerkt herbey, und verbietet uns selbige bey Lebensstrafe. Daraus folget: daß, wenn man den Menschen, der nach dem Falle so hochmüthig ist, und dennoch sich in einem so knech-

knechtischen Zustande befindet, in welchem ihn seine Begierden fesseln und halten, man von ihm sagen kann: daß er mehr ein bezähmtes als zu zähmendes Geschöpf ist.

Die Menschen haben schon ohnedem nach dem Falle Fehler und Mängel genug: folglich ist es nicht nöthig, daß sich dieselben noch gewisse affectirte Arten und lächerliche Manieren angewöhnen, welche durch die Gewohnheit, Fehler werden, und zwar alsdenn solche Fehler, die sie sich fast nicht mehr abgewöhnen können.

Jeder Mensch hält sich völlig berechtiget, der Nebenmenschen Richter und Tadler zu seyn, entscheidet wie es ihm gefällt: manchmal ohne Erkänntniß und Untersuchung der Sache! Ach! mit einer solchen Strenge beurtheilen uns andere Menschen auch; dieses Privilegium haben alle.

Wenn die Affecten den Menschen beherrschen, so wird der Mensch den Thieren ähnlich; wenn aber der Mensch die Affecten beherrschet, so unterscheidet er sich damit von den Thieren.

Geboren werden, denken, Sachen nach Absichten, oder ohne dieselben thun, wollen, und oftmals nicht thun; ein Haufen verwirrter Gedanken, unentwickelte Ideen, leere Vorschläge und eitele Projecte, eine große Anzahl

gerin-

geringer Sachen und Kleinigkeiten, führen uns zum Lebenstermin; und das nämliche Schicksal, welches diejenigen Projecte, so wir uns bilden, für gering hält, bringt bey uns andere Entwürfe vor, die bald nothwendig und bald unnöthig werden.

Der Mensch an sich selbst hat nichts, dessen er sich rühmen sollte; dem ohngeachtet rühmet er sich alles dessen, was er an sich hat: daraus ist die Quelle der Blindheit und des Irrthums entstanden.

Viele Widerwärtigkeiten bekümmern das menschliche Leben; und wenn es noch so ruhig und so stille scheinet, so ist es doch oft nur eine Scheinruhe und ein verstellter Friede.

Die Tugend und die angeborne Neigung führen alle beyde den Menschen zu seinem Ende. Die Tugend durch den Frieden und durch die Ruhe; die angeborne Neigung durch die Unruhen und Bekümmernisse. Das Leben der Menschen kann man mit Recht einem Schiffe vergleichen, welches die Stille und der Sturm, eins wie das andere, in den nämlichen Hafen bringen.

Was ist lächerlicher, als ganze Stunden auf dem Stuhl sitzen und sich den Kopf nach der Mode mit einem hohen Haargebirge, wel-

ches Pommade und Puder in sich hält, verzieren lassen, und alsdenn von sich sagen hören: Dieser Kopf ist schön frisirt, wie schön läßt dieser breite pariser Haarbeutel dazu? - - - - - Was ist lächerlicher, als die Saloppenmode; fast jedes Frauenzimmer bildet sich auf die Saloppe etwas ein. Ich sehe nichts Artiges an dieser Tracht, zumal an demjenigen Kopffutteral, welches einem Lappen eben nicht unähnlich, und fast wie die Bettelmönchskleidung aussieht. Dem ohngeachtet heißt es bey vielen:

Ich bleib bey meiner Mode.

Was soll nun die Satyre bey solchen Vertheidigern der abgeschmackten Eitelkeit machen? Weiter nichts, als stets tadeln und das Abgeschmackte zeigen. Vielleicht ändert man auch noch die unförmlichen Frauenzimmerkopfzeuger, welche theils wie Klostöpfe, theils wie Kopfschirme, theils wie steile Berge aussehen, die eben so wenig die menschliche Gestalt verschönern, als die Mannskleider mit kurzer Taille und langen Schößen. Wie verderbt ist der Geschmack unserer Zeit! - - - - - Nur wenige bemerken es.

Der Mensch ist zuweilen das, was er nicht zu seyn scheint, und manchmal scheint er zu seyn, was er nicht ist. Zum Exempel: mancher trägt kein Gold und Silber auf dem Kleide und Hute, und hat doch Gold und Silber im

Schub-

Schubsack; mancher hingegen trägt Gold und Silber auf dem Kleide und Hute, und hat kein Gold und Silber im Schubsack. So gehts auch beym schönen Geschlecht. Dieser Maxime zu Folge könnte man den Menschen ein schlaues Geschöpfe nennen, welches oft die Nebenmenschen zu täuschen suchet.

Wer im Glücke sitzt, dem gefällt Alles: wem nichts glücklich von statten geht, demselben ist das Mehreste mißfällig. Die glücklichen oder unglücklichen Ausgänge erfreuen oder betrüben den Menschen mehr oder weniger: folglich kann man unser Leben in Freude und Sorge theilen.

Anders thun als man sollte: unterworfen seyn, das einem unterworfen seyn sollte: thun, was man unterlassen sollte, wider die gesunde Vernunft handeln, den Neigungen folgen, sich von Lastern, Muthwillen und Leichtfertigkeit hinreißen lassen: so ist itzt das Leben vieler Menschen, aber, leider! nicht wie es seyn soll. Wir wissen unsere Schuldigkeiten uud Pflichten, aber wir leisten sie sehr selten; die Begierden reißen fast allezeit die Vernunft hin, und besiegen dieselbe. Es sollte nicht seyn.

Thun, versprechen, hoffen, mit Worten ein Genüge leisten, seine Dienste anbieten,

 das

das ist Etwas! aber sein Versprechen halten, ist eine Stufe höher.

Wenn alle Mannspersonen taub, alle Frauenzimmer stumm, beyderseits zuweilen blind wären, so würde Friede und Eintracht regieren. Wenn man die mehresten, die heyrathen, oder heyrathen wollen, fragte: Warum wollet ihr heyrathen? so würden die mehresten nichts antworten können. Deßwegen sind so viele Lasten der Republik, so viele arme Kinder, weil die mehresten jungen Leute unbedachtsam heyrathen. Erstlich hängt bey ihnen der Himmel voller Geigen; alsdenn aber werden in kurzer Zeit Leyen daraus. So gehts alsdann.

Mensch bleibt Mensch in der ganzen Welt: die Idee eines Gottes folgt ihm überall, und alles dasjenige, was menschlich ist, als da ist: die angeborne Neigung, die Tugend und das Laster.

Unsere Laufbahn fängt sich von der Wiege an und endiget sich am Grabe; dem ohngeachtet muß man sie auslaufen: bald mit wichtigen, bald mit verdrüßlichen, bald mit nothwendigen Sachen, bald mit Kleinigkeiten; endlich ist man doch am Ende der Laufbahn.

Was den Regenten am wenigsten von seinem Unterthan unterscheidet, und welches ihn

dem=

demselben am ähnlichsten macht, ist das Geboren werden und das Sterben: alle andere Dinge unterscheiden Regent und Unterthan.

Das Leben ist wie ein Traum, der einem angenehmer, dem andern beschwerlicher ist. Es bleibt doch wie ein Traum, und man erwacht nicht eher, als wenn man einschlafen, nämlich sterben muß.

Glücklich ist derjenige Mensch, der nicht hochmüthiger ist, als es sein Glückszustand zuläßt; bey einem solchen System macht er sich beliebt bey den Leuten und theilt das Glück der Mitbürger mit sich. Wenn unser Hochmuth sich nach der Maaße unsers Standes einschränkt, so leben wir gleichsam dem Glück zum Verdruß; wenn unser Ehrgeiz unsere Einkünfte übersteigt, so fangen wir an schlechter zu werden. Um sich nun allezeit aufrecht zu erhalten, muß man nicht übermäßigen Staat machen, der die Geldeinnahme übersteigt und verzehrt; man muß nur als ein Gewächs auf der Erde hinwachsen.

Fast jeder Mensch in der Welt folgt seinem Irrthum, unterdrückt seine Einsichten, und hält sich für den Einsichtsvollsten, ob er gleich der Schwachsichtigste ist.

Der Mensch und der Affe sind zwey Geschöpfe: die Menschen sind künstlich, geschickt,

schlau

schlau und auch bosḣaftig: die Affen sind es nach ihrer Art auch. Wenn man sie recht von den Menschen unterscheiden will, so muß man sagen: daß viele Menschen sich oftmals thierischer und unvernünftiger, als die unvernünftigen Affen, in der Welt aufführen.

Die Menschen bringen ihr Leben so mit Kleinigkeiten und mit Beschäfftigungen zu; der Tod kömmt und lernt ihnen das Ernsthaftige und das Wichtige. Alsdenn lernen sie deutlich erkennen, was sie hätten thun sollen, aber nicht, was sie gethan haben. Bey manchem ist es umgekehrt, zum Exempel: Es hat Menschen gegeben, die auf ihrem Siechbette hätten Zeit und Ewigkeit recht genau unterscheiden lernen sollen, und sich in ihren letzten Stunden auf die Ewigkeit aufrichtig vorbereiten, ihren Feinden herzlich alles vergeben und sie als Nächsten lieben. Aber, sie haben es nicht gethan; sie haben Testamenter gemacht, in welchen sie ihren Freunden, wohl gar zuweilen ihren nahen Freunden, wenig, oder auch wohl gar nichts von ihrem Gelde und Güthern vermacht; sondern es Fremden und weitläuftigen Freunden vermacht; oftmals arme anverwandte Wittwen, arme Kinder und arme Waisen, und noch wohl gar arme Brüder und arme Schwestern mit Fleiß vergessen haben. Was müssen das für Herzen gewesen seyn? ---- Solche Menschen mögen es einmal an jenem Tage vor dem

Rich=

Richter alles Fleisches selbst beschreiben und sagen.

Der Mensch kann sich mit Wenigem begnügen; das Viele verhindert ihn. Dem ohngeachtet läuft und rennt er nach der Vielheit, und setzt das ihm Zureichende bey Seite.

Man mag die Menschen in allen Altern, wie man will, betrachten: so findet man daselbst nichts als Kleinigkeiten. Die Jugend hat Zeitvertreib, die Jünglingsjahre, Laster und Begierden: kurz, die Menschen fürchten, hoffen, scheuen, lieben, schätzen gering, schätzen hoch, fliehen, vermeiden, folgen schlimmen Exempeln, sind nur zuweilen tugendliebend, da sie es doch stets seyn sollten; sie irren sich fast stets.

Von der Kindheit und von der Jünglingsschaft.

Es scheint, als wenn alles Glück im Kinderalter und in den Kinderjahren zu finden wäre; es ist gemacht, damit man alles Vergnügen eines lustigen und muntern Kopfes kosten möge. Die Kinder beschäfftigen sich mit der gegenwärtigen Zeit: die folgende Zeit ist ihnen nicht bekannt; sie schlafen ruhig, ohne alle Sorgen für den morgenden Tag; den Kindern sind alle Tage gleich. Kinder sind, ohne daß sie es wissen, die Glücklichsten von der Welt. Wenn sich aber die Vernunft zu entwickeln anfängt, alsdenn wird ihnen schon vieles im menschlichen Leben gleichsam bitter, wie Wermuth, und lernt ihnen, wie uns Alten, daß sie auch Adamssöhne und Eventöchter sind.

Die Jugend ist nicht mit so vieler Klugheit, wie ein reiferes Alter, versehen: die Werkzeuge sind noch nicht in diesem Zeitpunkte so zubereitet, daß sie alles dasjenige so thun, was sie mit der Zeit und den Jahren thun werden. Die Jugend ist eine Zeit, in welcher die Klugheit wie in einer Schlafsucht liegt: die Beurthei-

theilung ist noch matt, die Vernunft ruht, ein Haufen kindisches Wesen und zuweilen unüberlegter Handlungen findet man bey Kindern: folglich scheint es, als ob die Kindheit eine Trunkenheit und das Fieber des menschlichen Lebens wäre.

Es ist ein Vortheil für die Kinder, daß sie das Vergangene und das Zukünftige nicht wissen und sich wenig um die gegenwärtige Zeit bekümmern.

Datamenes beschäfftigte sich in seinen ersten fünf Jahren mit Kleinigkeiten: er ritte auf einem hölzernen Steckenpferd, und spielte mit Spielsachen. Seine Jünglingschaft widmete er den Studien und Wissenschaften, und zwar so, daß man ihn im 18. Jahre für einen tiefdenkenden Mann hielt. Man machte viel aus ihm, man schätzte ihn hoch, man hörte ihm zu und tadelte ihn auch. Seine grauen Haare führen ihn zu seinem bestimmten Lebensziel, schwächen seinen Verstand und seine Beurtheilungskraft; kurz, er verliert seinen Ruhm mit seiner Gelehrsamkeit.

Mitius hat eine frühzeitigere Jugend gehabt: er that besser als andere Jünglinge von seinem zehenten Jahre an; er war zu der Zeit sehr gelehrig. Die Natur, welche ihre Gaben in einem so zarten Alter an ihm gleichsam ver-

schwen-

schwendet hatte: eben dieselbe entzog sie ihm gleichsam bey reifern Jahren; kurz, er endigte seine Tage, wie Datamenes. Manche Menschen haben fürchterliche Gemüthsgaben, oder wie man zu reden pflegt: besonders gute Köpfe zur Gelehrsamkeit; andere hingegen bleiben stets mittelmäßig gelehrt, und excelliren nicht, wie die Gelehrten ersten Ranges; alle aber werden geboren, leben in der Welt und sterben. Das ist das Bild des Menschen. Weil aber das jugendliche Alter fähiger ist, gute oder schlechte Sachen und Meynungen zu fassen, die man demselben einstößet: so habe ich zween Beyspiele von solchen Männern, die gestorben sind, itzt erzählet, welche ihren Erben, obgleich auf unterschiedene Art, das Innerste und das Geheimste ihres Gewissens deutlich erklären und entwickeln.

Jener Gelehrte, der auf seinem Siechbette mit schwacher Stimme, mit matten Blicken, mit stammelnden Ausdrücken noch seinem Sohn weise sittliche Unterweisungen giebt: der nun am Ende seiner sauren Lebenszeit ist: der die härtesten Proben des eigensinnigen Schicksals, der Kühnheit der Lieblinge des Glücks ausgestanden hat: der gleichsam alle Widerwärtigkeiten, welche den Frommen und Redlichen in der Welt begegnen, an sich erfahren: dieser Mann hinterläßt einen einzigen Sohn, der mehr ein Erbe seines Verstandes, als seiner zeit-

lichen

lichen Güther ist: denn diese hat er nicht. Das höchste Wesen, das das Nöthige verheißt und das Ueberflüßige verweigert, gab ihm allezeit das Nöthige, und gab ihm nie das Ueberflüssige. Es war fast, als wenn dieser gelehrte Mann die Sünde der ersten Aeltern besonders büßen sollte; denn er aß alle Tage sein Brod im Schweiß seines Angesichts. Endlich aber, nachdem er die Mühseligkeiten der Natur ertragen hatte, das Bild seines Schöpfers in dem Innersten seines Herzens und Gewissens bewahret: und wie ruhig war dieses! denn nichts Zeitliches konnte es beunruhigen, weil er nicht reich war; so sagte er noch in seinen letzten Stunden diese Worte zu seinem Sohne, den er ungern in einem so verderbten und schlimmen Jahrhundert hinterließ: Mein Sohn, merke dir diese Ermahnung deines Vaters, so lange du in der Welt leben wirst; denn ich lasse dich in einem solchen Alter zurück, wo die Begierden, der Eigensinn, die Neigung zu Unarten und Ausschweifungen dich belagern: alles dieses wird sich bemühen, dich von dem Wege abzuführen, den ich dir itzt zeigen will; alles, was nicht Tugend ist, wird dir lauter verführendes Glück scheinen, welches dich einnehmen, ach! welches dich vielleicht hinreißen wird. Die Höflichkeiten des Glücks, der Wohlstand der Reichen wird dich neidisch machen wollen: die Verachtung der armen Leute, die Schande der Armuth wird dich abschrecken

 wollen;

wollen; eine mehr als menschliche Stärke ist hier nöthig, dich tugendhaft zu erhalten.

Das Leben ist weiter nichts in der Welt, als ein Schatten und ein Wind, der vorbey rauschet. Du wirst kaum etliche treue, redliche Freunde finden, aber gnug Freunde zum Schein, Flaschen- und Tischfreunde, Modefreunde, Maulfreunde, welche dir weiter zu nichts dienen werden, als deine Begierden zu unterhalten und deine Lüste zu nähren. Entferne dich von allem, was nicht diese billige und nützliche Mittelmaße ist. Ein großes Glück wird einem allezeit sehr sauer und schwer zu erhalten, und ist einem manchmal eben so sehr zur Last, als einem eine große Armuth ist.

Begehe keine Ungerechtigkeiten, nimm nichts unbilliges in der Welt vor, ziehe allezeit die gesunde Vernunft und die weise Natur in deinen weltlichen Verrichtungen zu Rathe; besonders, wenn sie dich nicht aus den Schranken des ehrbaren Vergnügens bringen. Die natürlichen Grundsätze der Billigkeit und Redlichkeit, die wir alle haben, werden dir genauere und ordentlichere Regeln vorschreiben, welche mir die Kürze meines Lebens, dir ausführlicher zu sagen, nicht verstattet.

Die Idee eines Gottes, dessen vernünftige Geschöpfe wir alle sind, soll dein Geleitsmann

mann seyn. Nichts ist kürzer, als das menschliche Leben: nichts ist näher, als sein Ablauf; eine jede Minute, ja ein jeder Augenblick führt uns zu seinem Beschluß: und am Ende des Lebens merkt man erstlich, daß man nicht, wie es seyn sollte, gelebet hat: man siehet dieses erst recht deutlich, wenn man in denjenigen Zustand geräth, in welchem ich mich itzt auf meinem Krankenbette befinde. Ein jeder Sterblicher wünscht auf demselben, daß er als Christ und Philosoph mögte gelebt haben.

Laß dich das Glück nicht hochmüthig machen, betrübe dich auch nicht zu sehr im Unglück; vermeide alle Trübsinnigkeit, lerne dich tugendlich in beyden Fällen aufführen. Das Leben ist ein Streit, in welchem man theils sich wider etliche vernünftig vertheidigen, theils die Menschen kennen lernt. Das Wissen bringt bey vielen Menschen Stolz zuwege, es nimmt die Seele ein, und leistet ihr kein Genüge. Ein Heer unordentlicher Gedanken und leerer Meynungen sind die Frucht eines Wissens, welches für einen mittelmäßigen Kopf zu viel, und welches oft nicht zureichend ist, ihm den ganzen Umfang seiner Schuldigkeit zu zeigen.

Die bloße Gelehrsamkeit blähet eher auf, anstatt daß sie unterrichten sollte. Lerne ein eigentlicher rechter redlicher Mann zu seyn: beschäfftige dich mit dem Nützlichen und mit dem

Angenehmen: dieses letzte diene dir nur statt einer Erquickung, nachdem du dich mit der Nachforschung des Nützlichen bemühet hast. Ich wünschte, daß meine wenigen sterbenden Kräfte mir noch Zeit ließen, dir noch wenigstens einen sehr kurzen Abriß von den Sitten, dem Zustand und den Charaktern der Menschen zu entwerfen: wie sehr wünsche ich, daß ich dir noch die Unordnungen der Begierden, deren Quelle mit uns geboren wird und auch mit uns stirbt, noch deutlich vormahlen mögte! Liebe die Tugend und fliehe die Laster. ----- Hier ward sein schönes und nützliches Gespräch durch den Tod unterbrochen.

Vom männlichen Alter.

Man wird aufgebracht, wenn man sagen höret, daß der vernünftige Mensch oftmals weniger Vernunft als ein geringes Insect bezeige: daß die Ameise, die Biene, das Schaaf, der Hund, ihm den Fleiß, das Haushalten, die Sanftmuth und die Treue lernen. Sehr oft hat er nichts weniger als diese Eigenschaften an sich; seine Unbeständigkeit und sein Leichtsinn macht, daß der Mensch von Gedanken zu Gedanken herum irret. Er billiget, mißbilliget, untersuchet, vermeidet, liebet, scheuet sich vor seinen eigenen Meynungen. Wenn er um sich selbst verdrüßlich wird, so wieget und schläfert er sich mit Chimären ein, die seine Irrthümer unterhalten; und den Menschen als ein vernünftiges, umgängliches, kluges und verständiges Thier zu beschreiben, findet man bey vielen Philosophen zu lesen. Doch endlich, wenn man es recht genau erwäget, so sieht man, daß der Mensch vielmal nichts weniger als Mensch lebt.

So verderbt auch die Sitten der mehresten Menschen sind, so findet man doch immer noch glückliche Naturelle, welche die Laster überwie-

gen und besiegen. Es giebt noch stets fähige Gemüther mit unter in dem Gemisch der Leute, die da fähig und von gutem Gepräge sind, leutselige, gesprächige, freundliche, erkenntliche, großmüthige Gemüther: deßwegen kann man sagen, daß der Mensch tugendhaft und schlimm ist. So tugendhaft auch der Mensch ist, so läßt doch seine Natur gewisse, sehr schwere, um nicht zu sagen, unmöglich zu verbergende Schwachheiten an sich sehen. Wenn das Laster streitet, und die Tugend sieget, so steht dem Menschen die göttliche Allmacht bey.

Wir kaufen manchmal die Vergnügungen sehr theuer: sie sollten uns nicht mehr Vergnügungen seyn; oft zeigen sie sich uns, und wir krigen sie ohne Entgeld. Die Unglücke folgen der nämlichen Regel. Selten genießen wir beyde auf gleiche Art: weil Vergnügung und Unglück zwey widrige Dinge sind, die sich nach und nach vernichten.

Der freyeste Mensch ist derjenige, der die wenigsten Begierden hat. Zum Exempel: ich bin jung, ich habe Fehler, ich werde alt, die Fehler verlassen mich: aber ich verlasse die Fehler nicht. Man sollte die Fehler verlassen, ehe sie uns verlassen; so soll es seyn. Welch eine wichtige und nöthige Lection für unsere heutigen Menschen! Mögten sie doch die mehresten recht lernen!

Jene

Jene Ameise begieng einen Fehler wider ihre gewöhnliche Vorsichtigkeit; denn sie ließ ihres gleichen Futter vor den Winter einschleppen; sie aber selbst setzte sich auf Zuckerbröckchen, und trug dieselben auch vor dem rauhen Winter in ihre Erdkammer. Als nun der strenge Winter kam und kalte Regen einfielen, so zerschmelzten davon die Zuckerkrümelchen; ihr Vorrath gieng ein, und sie mußte bey ihrem Naschwerk Hunger sterben. An diesem Exempel können sich viele Menschen spiegeln!

Es scheinet fast, daß der Verstand, der Wille und die Beurtheilungskraft nichts unmögliches finden. Die größten Vorhaben, die wichtigsten Unternehmungen werden gleichsam eben, durch einen Zusammenhang von Mitteln zu gelingen, gemacht. Dieses ist die Ursache, daß so viele Menschen sich so große Projecte machen, die ihnen erst leicht auszuführen dünken; dem ohngeachtet aber erfahren sie in der Folge der Zeit, daß ihre Entwürfe ihnen unmöglich auszuführen sind. Eben so wie Theorie und Praxis zweyerley ist, eben so sind unsere Gedanken ganz was anders, als unsere Thaten und Thun.

Boshaftige, böse Menschen sind darum sehr zu fürchten, und man hat Ursache, sich vor denselben in Acht zu nehmen: weil es oftmals scheint, als hätten sie gute Eigenschaften

an sich, wie es die Heuchler und Heuchlerinnen in der Welt machen: damit legen sie ihre Netze und belauschen den Nächsten. Ihre falsche Tugend hat einen schönen Anstrich, daß sich zuweilen mancher tugendhafter Mensch selbst fälschlich tadelt, daß ihm die Heuchlerfarbe nicht gefallen hat. Darum ist beym Umgang der Menschen viel Klugheit und Vorsichtigkeit nöthig!

Ein Mensch, dessen Billigkeit und Gütigkeit nichts anders glücklich machen kann, als durch Schinderey, Stehlerey, Räuberey, Plackerey, wird stets, ohngeachtet seiner Billigkeit, ein Thor seyn: man wird gegen einen solchen Menschen mißtrauisch seyn: man wird ihn kaum einen geschickten Mann nennen.

Ich will mir einmal vorstellen, als sähe ich itzt einen Menschen vor mir, der in einer unbewohnten Wüsteney in Indien geboren worden ist. Ich will itzt denken, als ob dieser Mensch in den Zimmet- und Nelkenwäldern wäre erzogen worden, bey denen erdichteten Ungeheuern der Poeten, halb Mensch, halb Pferd, bey den Wilden; ich behaupte doch, daß ein solcher Mensch sich vor dem Biber, Bär und Tiger fürchtet: und daß er hingegen das Schaaf, die Taube und den Hund lieben wird, weil diese Thiere solcher Neigungen fähig sind. Ein solcher Mensch wird sich von den

den Ungeheuern zu unterscheiden suchen; mit einem Worte, er wird die Idee eines großen Alles, das Gott ist, der unser Alles, nämlich: die ganze Natur und die Welt, regieret. Ein Mensch, der mit vielem Verstande begabet, viele Verdienste und sonst sehr viele günstige Talente an sich hat, ein Liebling des Glücks ist, bleibt dem ohngeachtet dennoch stets ein Mensch; dahingegen derjenige Mensch, der mit allen diesen Vortheilen nicht versehen ist, auch ein Mensch bleibt; und beyde kommen, obgleich auf unterschiedliche Art, zu ihrem Zweck.

Das Menschliche mischt sich in alle Alter, in alle Stände und in alle Ränge. Mancher Prälat ist aus Eigensinn andächtig, ein andrer aus Heucheley, noch ein andrer von Natur. Manche obrigkeitliche Person ist wechselsweise gerecht und ungerecht, wie es Zeit und Ort etwa erfordert. Ist mancher beydes ganz und gar, so sind es gewiß gewisse Triebe, gewisse Begierden und heimliche Affecten, die ihn nöthigen und dazu veranlassen.

Wie sehr wäre es zu wünschen, daß der Mensch nicht so sehr Mensch wäre; ich will so viel sagen: wäre er nicht so heftig, so wäre er umgänglich: wäre er nicht so unmäßig, so wäre er nüchtern und bescheiden: wäre er nicht so unkeusch, so würde er züchtig seyn; kurz, wäre er

nicht so lasterhaft und bös im Gemüthe, so würde er vollkommen seyn.

Es giebt Arten von Menschen in der Welt, so lauter Koth und Dreck sind, die weiter nichts vom Menschen als die Menschengestalt haben: die aber fast sonst lauter Thier sind; alle ihre Begierden sind schlecht und abgeschmackt, daß man von solchen Leuten sagt: sie führten sich manchmal nicht so klug als die Thiere auf.

Man entdeckt noch andre Menschen in der Welt, die beurtheilen, die von mancherley Materien und fast von allem, ohne etwas davon zu verstehen, reden. Ihr falsches Sinn-reiches leuchtet in die Augen, aber es vergnüget nicht: sie haben nur die Schaale der Gelehrsamkeit; sie wollen einen durchdringenden Verstand haben, und ergründen nichts, und man sagt von ihnen: daß, weil sie gar zu viel Verstand haben wollen, so fehlt ihnen sogar der natürliche Verstand.

Es finden sich Menschen in der Welt, die gesehen haben, vieles gesehen haben, wenig reden und vieles sich behalten; sie sind gelehrte und erfahrne Leute; sie brüsten sich aber nicht damit; sie haben Verstand ohne falsche Meynung, Gelehrsamkeit ohne Stolz, Meriten ohne Eitelkeit und Prahlen; sie gehen die moralische Mittelstraße: oder noch besser, sie haben Ueberfluß an Tugenden und Mangel an Lastern.

stern; dieses ist diejenige so sehr gesuchte Mittelstraße. Solche Leute wären vollkommen, wenn das Sprichwort nicht wäre: Kein bloßer Mensch ist in seiner Kunst und Geschicklichkeit vollkommen.

Es finden sich Menschen in der Welt, deren durchdringender Verstand und Erkänntniß so Einsichts-voll ist, daß sie nicht nur bis zum Zweck kommen; sondern denselben überschreiten. Wenn dieses von ihnen nicht geschähe, so würden sie vollkommen seyn.

Für den Menschen gehören diese drey Sachen: geboren werden, leben und sterben. Er weis nicht, wie er ist geboren worden: er vergißt recht zu leben, und er erduldet den Tod.

Es giebt Zeiten in der Welt, wo der Mensch sich selbst scheinet genug zu seyn; alles scheinet ihm da beschwerlich und hinderlich: das geringste Uebel, so ihm alsdann begegnen könnte, wäre dieses, wenn er lange Weile hätte.

Es finden sich auch Menschen in der Welt, ich will nicht sagen der größte Theil derselben, die einen Theil ihrer Lebenszeit dazu anwenden, wie sie die Nebenmenschen elend machen wollen. Was müssen das für Herzen seyn?

Die

Die Vergnügungen werden mit dem Menschen und sterben auch mit demselben: sie dienen ihm, und sind ihm gleichsam die Frucht eines schönen Glücks, oder die Schadloshaltung des Elends.

Mit der nämlichen Beurtheilung, mit welcher man einen Mann von Meriten verachtet, kann man einen Thoren bewundern, der oftmals nicht so viel Verstand hat, ein Thor zu werden, den man doch für einen vortreflichen Mann hält.

Nichts ist schwerer, als sich selbst zu seinem eigenen Glück entschließen. Ach! was für Mühe kostet es einem Manne, der sein Glück darinn suchet, durch welches er es doch nicht machen kann.

Der saure, harte Stand des Menschen verschaffet ihm wenig Annehmliches; seine Zärtlichkeit und seine gar zu große Klugheit nehmen dem Menschen einen Theil davon weg.

Jener Politikus fragte einen Gelehrten: Was ist denn eigentlich der Tod? Dieser antwortete ihm: Der Tod des Menschen nach dem Falle ist ein Innbegriff alles möglichen Elendes und Uebels in Zeit und Ewigkeit für die Ungläubigen: geht aber den Gläubigen nichts an; für diese ist er der einzige Weg zu ihrer himmlischen Heimath. Mit dieser Antwort war der Politikus zufrieden.

Der Mensch schmiedet sich stets selbst eine Kette von Hoffnung, welche ihn verhindert, das Gegenwärtige zu gebrauchen. Er verschiebt stets sein Glück auf die zukünftige Zeit, und oftmals stirbt er ohne dasselbige. Er giebt sich solche Mühe, daß er dahin strebet, wo er niemals anlangen wird, und dahin zielet, wozu er nicht gelangen kann.

Es ist dem Menschen viel daran gelegen, daß ihm die Ursachen von allen seinen Begierden und von allen seinen Intriguen verborgen seyn.

Es müssen sehr wichtige Reflexionen und Betrachtungen seyn, wenn sie bey uns Ernsthaftigkeit erwecken. Die Natur hat uns, um zu leben, erschaffen; das heißt: um Wohl und Elend zu erfahren. Die Reflexion macht, daß wir denken, und die Vernunft soll uns verfahren lernen.

Fast alle Menschen sind mittelmäßiger Weise klug, und mittelmäßiger Weise thörigt. Der Ueberfluß oder der Mangel dieser Mittelmäßigkeit macht sie entweder zu sehr klugen, oder zu sehr thörigten Menschen.

Alles ist Mensch am Menschen. Fehler, Begierden, Blindheit, Thorheit, Abwechselung und Mensch sind gleichbedeutende Wörter.

Vom Menschen insbesondere.

Wenn ich mich entschließe, den Menschen umständlich zu beschreiben und ihn mit Scharfsinn betrachten will, daß man seine Fehler mit Händen greifen kann; so fängt meine Feder kaum an, ihre große Zahl, ihr Abwechseln zu beschreiben, so will sie schon nicht mehr schreiben. Wenn ich sage, daß mancher Advokat zweydeutig in seinem schriftlichen oder mündlichem Rath antwortet, zumal, wenn er zum voraus sieht, daß er der Herr des Processes seyn wird: alsbald sehe ich manchen Richter das beste Recht mit dem Eigennutz auf die Wage legen.

So wiegt man Eigennutz und auch das beste Recht,
Drum wird zuweilen noch der Herre auch zum Knecht.

Die Kräfte der Lebensgeister der Menschen sind nicht unmöglich zu erhöhen. So bald unsere Geistestheile erhöhet werden, (und sie sind möglich zu erhöhen, weil wir einen Anfang haben,) so bald sind wir Einsichts-voller und aufgeräumter; wir sehen mit ganz andern und besondern Augen die Menschen, so uns vorkommen, an: wir betrachten sie aus einem ganz andern Gesichtspunkte; wir haben theils

Mitleiden, theils Neigung: wir übersehen mit mitleidigen Augen ihr Elend und ihre Fehler: wir bejammern den Fall unserer ersten Aeltern: wir werfen uns vor der göttlichen unaussprechlichen Liebe nieder, die uns als Sünder, als Verdammungs-würdige Sünder, ohnverdient geliebet hat. Heil allen denen! denen die unverdiente Liebe, Gnade und Güte des Herrn in ihrem Wohlstande und fröhlichen Tagen dazu bequem ist, daß sie sich als unwerthe Knechte vor dem Herrn aller Herren niederwerfen, ihn loben und preisen, daß Er so vieles Elend und Noth von ihnen abgewendet, auch so gar, daß ihnen der Tod, der sonst das Schrecken der Menschen, ihnen, als Gläubigen, Hoffnung ist, und daß sie der Tod, als Gläubige, aus dem erschrecklichen Labyrinth des Elendes, in welches sie durch der ersten Aeltern Fall verfallen waren, erlöset, und ihnen, als Gläubigen, gar nichts schaden kann. Darum verzeihet einer dem andern seinem Nächsten seine Fehler, weil euch der Herr aller Herren, aus lauter Gnade alle eure Fehler verzeihet, ohne alle euer Verdienst, ohne alle eure Genugthuung dafür, verzeihet hat.

Wenn ich sage, daß mancher Arzt die Kur einer Krankheit, die er nicht für tödtlich hält, verschiebet und aufhält; so lassen sich seine Adhärenten, die sich mit ihm schon verstehen, die Operationen, die unrecht angewendeten und ohne

ohne Noth gehäuften Arzeneyen doppelt bezahlen. Geschieht dieses nicht deßwegen, weil diese Kunst voller Mißbräuche ist? Nein, sie ist nicht die einzige; aber sie ist es nur, welche die Mißbräuche zum Aufhören bringt, indem sie die Menschen zunicht machet, die sie begehen.

Eben recht kommt mir ein Linus in Sinn, mit diesem will ich meine Materie fortsetzen. Dieser Mann suchte niemals sein Glück: er hatte nicht genug Verstand dazu; aber das Glück suchte ihn selbst, es zierte ihn mit seinen Geschenken; dieses ist zureichend. Er macht Staat zu - - - - - N., er trägt kostbare Kleider, die sein Vater nicht trug, er ist nicht wie sein Vater; seine Kutsche bespritzt redliche Leute mit Koth, seine muntern Pferde traben daher und thun eben dieses denenjenigen, die das Glück zu Fuße gehen läßt. Viele meynten, seine Aeltern wären aus vornehmen Stande; aber neulich kommt sein Bruder in sein Vorzimmer mit Bauerschuhen und mit einem voll Koth bespritzten Bauerkleide aus seinem Dorfe zu ihm; unbequeme Entdeckung der Brüderschaft! Noch an eben diesem Tage wird Linus entlarvet, und seine Bedienten erfahren nun, daß Linus das Glück eben so wenig, als sein geringster Bedienter werth ist. Glücklich ist ein solcher Sohn, dessen Vater sein Glück durch Scharren und Plackereyen gemacht hat; aber sein

sein Sohn ist aus der Art geschlagen, er ist lieblos gegen seine nächsten Blutsfreunde, und sein Vater hat sich in seiner Vermuthung geirret. Aus dieser Ursache läßt es sich besser sagen: Glücklich ist derjenige Sohn, um welches willen sich der Vater unglücklich gemacht hat.

Pantius war vergangenen Montag der Geehrteste: er war schon nicht mehr so geehrt folgenden Donnerstag, und war gar nicht mehr geehrt am folgenden Sonnabend. Ich will es deutlicher sagen: erstlich trug er ein Kleid mit Gold, darnach von Seide, darnach ein leinwandnes.

Viktor ist reich, der Vornehmste im Marktflecken, er hat mittelmäßig alle Bequemlichkeiten des Lebens; kurz, er ist glücklich. Sein Nachbar sieht ihn mit neidischen Augen an; er schätzte sich glücklich, wenn er ihm gleichte. Indessen quälet und beunruhiget sich Viktor, hält sich für unglücklicher als dieser nämliche Nachbar, der ihm sein Glück beneidet: weil er solche Menschen sieht, die noch glücklicher, vornehmer und reicher als er sind. Niemand ist mit seinem Stand zufrieden; dieses alte Sprichwort trifft noch immer bey sehr vielen Menschen zu.

Wenn man die Moral recht einnehmend machen will, so muß sie uns die Materien so

vortragen, daß sie in die Sinne fallen. Die umständliche Erzählung überzeuget mehr als die Hauptmaximen. Es ist nicht zureichend zu sagen, daß der Mensch voller Begierden ist, die ihn beherrschen; man muß sagen: daß Kriton einen Geldschatz sammelt und vermehret, den er verscharret, und den er niemals zu seinem und seines Nächsten Nutzen gebrauchen will; daß er sich das Nöthige zur Nothdurft am Munde abbricht; daß er vor Ehrgeiz halb zerrissen einher geht und fast vor Hunger stirbt.

Jenes Frauenzimmer, Lanie, macht was besonders aus ihrer Schönheit und aus ihrer Buhlerey. Doch ich will die Sache deutlicher sagen: Lanie ernährt denjenigen, der ihr wohlriechende Sachen verkauft, fast alleine; denn wie viel Geld verthut sie nicht in Pommaden, Essenzen, Schminkfarben, und so weiter. Lanie will schön seyn und gefallen; dieses ist der Fehler des schönen Geschlechts. Wem will sie aber gefallen? Sie will Tibus gefallen, der fast stets bey ihr die Zeit zubringt, ohne daß es ihr Mann weis; denn Tibus verkriecht sich gleich hinter eine falsche Mauer, die der Mann nicht dafür ansieht. Hinter den Tapeten ist Lanie mit Tibus vorsichtig, weil dieser ihr rechter Liebhaber ist, und weil ein Mann, so bequem er auch sonst im Umgange, doch genöthiget ist, sich über einen Nebenbuhler zu entrüsten, der an seinen Rechten Antheil nehmen will.

Der

Der Eigensinn und das Wagen sind die vornehmsten Ursachen, welche die Menschen zu Unternehmungen bringen. Es giebt schöne und schlechte Begierden. Philinth hat beyde an sich, und zwar auf eine gleiche Art: folglich hasset, fürchtet, liebet und schätzt man ihn hoch. Leno hat mehr schöne als schlechte Begierden an sich, und Phirges ist das Gegentheil; Leno wird geliebt, und Phirges gehasset. Es ist aber keine allgemeine Regel, wenn sich der Eigensinn mit einmengt; denn man wird oftmals bey guten Qualitäten gehasset, so wohl als bey schlechten Qualitäten geliebet.

Wenn man die Tugenden und Laster auf eine ganz besondere Art den Leuten beschreiben wollte: so müßte man die Menschen nach ihren Gedanken prüfen, oder in ihre Herzen sehen können; und da fehlt das Fenster dazu. Man müßte sich, zum Exempel, bis an den Nachttisch jenes Frauenzimmers schleichen, um daselbst zu sehen, was sie sich den halben Tag vor dem Spiegel für Mühe giebt, ihre Schönheiten recht kennen zu lernen, um davon Nutzen zu haben. Mancher Reicher thut noch mehr; er wendet seine Nachtwachen dazu an, um sich Tausende von Thalern zu verschaffen, und diese setzt er alsdenn gegen die Reize des schönen Frauenzimmers bey Tage um.

Eben itzt sehe ich in Gedanken jenen jungen Nachfolger des Justinians stolz die Treppe zur Gerichtsstube herauf eilen: er ist Erbe aller Erbschaften: alle Streitigkeiten bezahlen ihm reichlich das Vergleich- und Theilrecht. Da kommen eben zween Bauern daher, die einen Thaler gefunden haben: aus Geiz streiten sie beyde mit einander, wem der gefundene Thaler gehöret; sie werden diesem Herrn Richter etwa fünf Thaler Unkosten bezahlen dürfen, so wird er es ihnen schon sagen, wem er gehöret.

Pisistrates, der in einer kleinen Gasse wohnt, sammelt sich doch Vermögen; sein schlechtes Kleid macht den Reichthum seiner Heerde aus. Orestes liebt das Stadtleben, und die Pracht seines Anzuges verzehrt sein väterliches Erbtheil. Dergleichen Städter sind viel zu finden.

Ich kann mancher Leute Scrupel nicht billigen. Z. E. Jener Biedermann geht in die Komödie; er will aber nicht, daß ihn die Leute sehen sollen: deßwegen setzt er sich in einen finstern Winkel. Ein solcher Mensch sollte entweder sich sehen lassen, oder draußen bleiben. Folglich, ob sich gleich ein solcher, oder auch ein solches Frauenzimmer verbergen will: so haben sie sich doch meiner Feder nicht entziehen können, von sich eine unschuldige Pasquinade zu lesen.

Aber

Aber wie, Sie gehen mit Panuphes um! fürchten Sie sich denn nicht vor ihm? wissen Sie denn nicht, daß er einen Mangel an sich hat? Nein, antworten Sie, das habe ich nicht gewußt; ich habe weiter nichts an ihm bemerkt, als daß er sehr arm ist. - - - - - Dieses ist eben der gefährlichste Mangel von allen Mängeln.

Wenn ich Nellep sehe, der so schön am Verstande und am Leibe ist, und sehe hingegen jenen dummen und nicht wohl gewachsenen Krumpelz, so denke ich dabey: es giebt doch Arbeit von allerhand Art.

Nun hat Thiniantes sein Vaterland verlassen und geht auf Reisen, damit er sich, spricht er, geschickter machen will. Nach Ablauf etlicher Jahre wird er vielleicht mit Thorenqualitäten wiederkommen, die er an sich hatte, wie er abreisete. Geschicklichkeit wird uns bey der Geburt angeboren; die Kunst und die Erfahrung bessern sie nur aus.

Ephestion ist nie traurig und betrübt sich niemals, wenn ein Unglück geschieht; er spricht, es ist unnöthig sich zu betrüben, wenn eine Sache geschehen ist; die Freude macht sein System aus. Persiccas hingegen hälts mit dem weinenden Heraklit; er kömmt mit seinen thränenden Augen den zukünftigen Unglücken zuvor: er ist wie halb trostlos, wenn Unglücke gesche-

hen sind. Seleukus theilet seine Lebenstage halb mit der Freude und halb mit der Trübsinnigkeit. Persiccas ist der Gegenfüßler des Ephestion, und Seleukus ist beyder Mittelpunkt. Es müssen Menschen mancherley Aufführung seyn, um die Gemüther zu ändern.

In den Begebenheiten und Verwickelung der Leute, mit denen man Umgang hat, kann man die Abbildung der Begierden, der Tugenden und der Vorfälle aller Lebensalter wahrnehmen. Darinnen kann man die Menschen sehen, wie sie sind: wie sie sich nämlich bald über ihren Kreis erheben, bald unter denselben erniedrigen: bald mit dem Adler sich aufschwingen, bald mit dem Dachse sich verkriechen. Da siehet man die Menschen, mit Hülfe des philosophischen Vergrößerungsglases, wie sie sind; manchmal bewundert man sie, oftmals verachtet man sie: allezeit aber sind sie zu beklagen. Man kann alsdenn ihre Tugenden und Laster groß schildern. Die Tugenden sind zwar an sich selbst geschmückt: die Laster können so häßlich als sie sind, nicht erscheinen. Wer sich nicht den Charakter eines verstellten Mannes zuziehen will, der muß den Menschen die Irrwege der schwachen Menschen nicht verhelen; sonst thut er der wahren Vernunft und der ächten Zärtlichkeit Eintrag.

Wenn

Wenn man die Sitten abbilden will, so muß man es nicht leichtsinnig hin mahlen, sonst ist es ein Mißbrauch der Worte, dasjenige überhaupt Sitten zu nennen, was nur lächerliche augenblicklich vorbeyeilende Anfälle, Kleinigkeiten und solche Dinge sind, die mehr von der gegenwärtigen Mode, als von allgemeinen ordentlichen Gebräuchen entstehen. Wenn man die Sitten beschreiben will, so muß man nicht das in diesem oder jenem Lande gegenwärtige Lächerliche vorstellen: man muß die Sitten der ganzen Welt mahlen, die Charaktere aller Menschen, die darauf leben, accurat abbilden. Die Erde und der Mensch: das ist das Land, da ist der Bürger. Ein russischer Spieler, ein persischer Wechsler, ein türkischer Rechtsgelehrter, ein wilder Tartar, das sind solche Leute, die man mit schwarzen Farben anstreichen kann. Wenn man Schattirungen in den Sitten macht, so gehöret solches zum Alter. Junge Menschen sind, wie weiches Wachs ins Laster gedrückt, gegen die Ermahnung mürrisch, sie halten gemeiniglich nützliche Dinge spät zu rathe, und das Geld wird von ihnen verschwendet.

Wenn man Begebenheiten beschreibt, so muß man sie so vor Augen stellen, damit sie das Herz rühren: kleine nichtsbedeutende Umstände läßt man weg. Was bekümmert man sich zum Exempel darum, wenn man in gewissen kleinen Erzählungen lieset, daß ein von ver-

masquirten Leuten entführtes Frauenzimmer die Pistolenkugeln um ihre Kutsche hat zischen hören? Das macht bey einem Leser eben so wenig Eindruck, als das Bley, so man in einem Garten aus der Flinte nach den Vögeln schießt. Man muß bey den Umständen nur so lange stehen bleiben, als sie das Herz rühren, als sie treiben, als sie nützen können, als sie das Gemüth empfindlich angreifen. Dahin zu gelangen, braucht man keine Annehmlichkeiten: sondern die Unordnung in der Schreibart. Ein Ausruf, ein Seufzer, meine Thränen selbst sind mir statt der Redensarten; willst du mich zum Weinen bringen, so weine erst selbst.

Erzählungen außerordentlicher Vorfälle, von traurigem Ausgange, von seltsamen Glück erschüttern die Menschen: die Abwechslungen des Lebens, der ungeheure Zusammenlauf des Guten und Bösen machen sie aufmerksam; nur rohe Gemüther denken fast nichts dabey. Die Krankheit eines wahren Freundes, der natürliche Tod eines zärtlich verehrten Beschützers, die Beunruhigungen, darzu sie Gelegenheit gaben, das Unglück, so sie nach sich zogen, scheinet werth zu seyn, daß die Menschheit zärtlichen Antheil daran nimmt. Man kann dabey an den Vers des Terenz denken: Ich bin ein Mensch, den alle menschliche Zufälle treffen können.

Die Sittenlehre, dieser Theil der Philosophie, dünket mir vor alle Menschen zu gehören, die nur so glücklich sind, den Werth derselben zu erkennen: und ein Bauer, der das höchste Wesen in einem Schmetterlinge, oder in einer schönfarbigten Blume bewundert, scheinet mir ein eben so guter Philosoph, als der Gelehrte zu seyn, der die Ursachen seines Daseyns zu erweisen bemüht ist.

Wenn man ein Buch schreibt, so kann man die Gabe zu denken mit manchem redlichen Manne theilen: man braucht sich eben nicht so ängstlich um die Gabe zu schreiben bekümmern. Worte, die jedermann versteht; Redensarten, die den Gedanken angemessen sind; Gespräche, die sich vor die Personen schicken; eine eben so einfältige, als natürliche Schreibart: dieses ist die Beredsamkeit, die man in Erzählungen und Begebenheiten anwenden, und die man in Vernunftschlüssen, und in den Betrachtungen über die Irrthümer des Verstandes, über die Schwachheiten des Herzens, über die Fehler der Seele gebrauchen kann. Solche Betrachtungen machen alsdenn den Betrachtenden und den betrachteten Gegenstand ihren Mustern ganz ähnlich. Jedoch findet man Verfasser, die den Menschen eben so klein, als eine Mücke in ihren Büchern angesehen haben; denn bald ist der Mensch ein Opfer der Liebe, bald ein Sklave der Leidenschaften: bald hat er als

ein Spiel des Glücks in einem Wirbel von Unglücksfällen gelebt, deren Andenken ihm noch Thränen auspreßt. Dadurch lernt er eine philosophische Wissenschaft von der Menschheit.

Die Tage des Weisen verstreichen in der nachläßigen Ruhe, welche ein abgezogenes Leben und die weise Rückkehr in sich hervorbringt. Ob er gleich öfters mit Lesen beschäfftigt ist, so tritt er doch aus seiner Studierstube oftmals mit der Trübsinnigkeit, welche uns Weisen das Studieren, fast wider unsern Willen, anhängt: sodann vertreibt er seine traurigen Gedanken mit Spazierengehen in einen Wald, oder in einen Garten, oder in eine fromme Gesellschaft; nicht aber in Sauf- und Spielgesellschaften, wo man flucht und unnütze Reden führt. Bey solchen Leuten ist kein Vergnügen, keine wahre Gemüthsergötzung zu finden. Sie machen nur leere Beutel und Aergerniß.

Wenn ich eine prächtige Beschreibung der Annehmlichkeit des Landlebens machen sollte, so würde ich, nach vielen andern, das sanfte Murmeln der Bäche, die Pracht der Blumen, die Anmuth der Felder und Wiesen, den zärtlichen Gesang der Vögel beschreiben. Aber, ich muß es nur heraus sagen: Ich empfinde, daß alle diese wohllüstige Gegenstände vor uns nichts anders, als eine lebhafte Abbildung der Liebe sind,

sind, und uns alles in der Natur vorsaget, daß wir ihre Annehmlichkeiten zu empfinden, und ihrer Herrschaft zu folgen, geschaffen sind. Wie glückselig wäre der Mensch, wenn er gleiche Empfindung gegen die Tugend fühlte. Aber ach! wenn wir die Tugend durch Vernunft hochschätzen, vermeiden wir sie durch Neigung. Solchergestalt ist der Mensch auf einmal das vernünftigste, nicht aber nach dem Falle das weiseste Geschlecht.

Nearke schläft, sagt der Bediente in dem Vorzimmer zu manchem, der ihn sprechen will: oder er hat itzt wichtige Verrichtungen, warten Sie, oder kommen Sie wieder; zuweilen könnte man den ganzen Tag vielleicht warten müssen. Ist denn dieses auch wahr, was Nearke Laquey sagt? Nicht doch, Nearke sitzt am Putztische, oder lieset die Zeitungen bequem auf dem Kanapee. Mancher, der da stehen und warten muß, wird verdrüßlich und brummet heimlich; es hilft nichts, er muß doch stehen und warten. Es ist doch wahr, spricht alsdenn ein solcher, der nun lange da gewartet und doch noch fortgehen muß: die reichen Leute sind eben so schwer zu sprechen, als was von ihren Reichthümern zu krigen ist. Aber nicht doch, Sie haben Unrecht; Sie müssen wissen, daß Nearke niemals den persönlichen Werth eines Menschen verstanden: er läßt sich schätzen, wie er kann. Warum reden Sie nicht mit seinem Laquey?

quey? reden Sie nur mit diesem: wenn Sie einen Menschen von Werthe und von Verstande suchen, dieser gilt an sich selbst so viel, als Nearke nach seinen Reichthümern gilt. Der Laquey wird die Sache ohne viel Laufen und Warten ausmachen; alsdenn nicht sparsam mit Gelde für die Bemühung: man braucht solche Leute zuweilen noch einmal.

Jeder bloße Mensch zeigt sich uns voller Neigungen und Irrthümer: die Vielheit bestürzt ihn, die Veränderung macht, daß er sich wundert. Der Mensch, weitläuftig betrachtet, ist wie ein Irrgarten. Kaum kann ich nicht geizig seyn, so findet sich schon dasjenige an mir, was dem Geize sehr ähnlich ist, nämlich: die Filzigkeit, der schändliche Eigennutz, die Kargheit, die unerlaubten Gewinnste des Geldes, das Mißtrauen, die Sorgen und die Unruhe. Die Menge der menschlichen Fehler macht, daß ein Autor, so bald er davon schreiben will, die Feder aufs Dintenfaß zurücklegt; denn die Ausdrücke wollen nicht zureichen, die Anstriche der Farben zu solchen Schildereyen sind zu blaß, der Tugend-liebende betrübt sich ins geheim deßwegen. Aber zur Sache. Altam hat Tugend und Meriten, die Tugend begleitet ihn, und die gesunde Vernunft ist seine Fackel; dennoch seufze ich, ob ich gleich einen so vollkommenen Menschen sehe. Dieses ist doch artig, wird mancher zu mir sagen, daß Sie da

noch

noch seufzen; aber nein, sage ich, denn ich seufze, daß ich nur Altam allein so sehe.

Der Mensch ist nach dem Falle mit mancherley Elend umgeben. Betrübter Zustand der Menschheit! Jeder Stand hat seine Widerwärtigkeiten; jedes Alter seine Schwachheiten; jeder Mensch seine Bekränkung. Die unordentlichen Begierden, die Streiche des Glücks, die Gebrechlichkeiten des Leibes scheinen ein Rad von Unfällen zu machen, welches das Schicksal, indem es solches nach unsern Schritten drehet, immer vergrößert, bis uns sein Gericht am Ende der Laufbahn niederreißt. Ach! wie viele sind diesem betrübten Ziele nahe gewesen! Welch eine Erniedrigung und Entkräftung des Gemüths bringt dieses zuwege! Hier nimmt der Stolz und Hochmuth Abschied. Vor einen Unglücklichen ist alles betrübt, sagt jener Gelehrte. Dieses ist bey vielen Menschen eine Frucht der Erfahrung.

So viele Mühe sich die Gelehrten geben müssen, ehe sie nützliche Entdeckungen der Welt vor Augen legen, und so viel Geld und Unkosten sich auch die Verleger machen: so sind doch die mehresten Menschen gegen diese Bemühungen undankbar; sie sehen die schönen, die mühsamen Bücher mit gleichgültigen Augen an, und ihre flüchtigen Hände legen sie eben so geschwind wieder von sich hin, als die Augen sie geschwind

bese-

besehen haben. So gehts. Entweder ist die Eigenliebe zu sich selbst, da man denkt, man wisse dieses alles schon besser, daran Schuld: oder der Leichtsinn, da man nichts lernen will, oder zum wenigsten nicht viel: oder vielleicht der heimliche Geldmangel; denn sonst wäre es fast nicht möglich, daß man so viele saure und Geldkostende Bemühungen so schlecht schätzen könnte: zumal, da die mehresten Leser und Beschauer der Bücher das Tadeln derselben niemals, wohl aber die Verbesserung derselben vergessen.

Epiloques bringt seine Zeit vor vornehmer Leute Thüren zu: er kratzet nur an die Thüren: er klopfet leise: er wartet mit Gelassenheit: er läßt sich anmelden. Der Thürsteher muß doch den Werth und die Redlichkeit des Herrn Epiloques nicht wissen. Kleinigkeit, wenn es weiter nichts ist als redlich und werth: wenn Epiloques weiter nichts hat. Eben itzt kömmt eine prächtige Kutsche daher geprasselt, man klopfet an, man macht auf, und man läßt Neptolenes ins Zimmer.

Seitdem es zur Mode geworden ist, daß ein jeder, der nur das Geld dazu hat, Gold und Silber auf Kleide und Weste tragen darf, seitdem sind alle diejenigen, die auf den innerlichen Werth des Gemüths halten, für gering geschätzet worden; denn das Vorurtheil herrscht zu sehr: Kleider machen Leute. Es sind aber

auch seit dieser Mode magere Zeiten gewesen; maßen diejenigen, so das Geld zu nöthigern und nützlichern Dingen brauchten, dennoch, um auch für vornehm und reich gehalten zu werden, und auch die Eitelkeit zu vertheidigen, ihr Geld auf den Kleidern tragen, und im Schubsacke kein Gold und Silber haben; doch kann man den Schimmer davon auf ihren Kleidern und Hüten sehen. Aber quid ſiuuat adſpectus? ſi nihil intus - - - - - - Man verschwendet das Geld in unnöthigen Eitelkeiten, und zum Nöthigen und Nützlichen ist keines da. So verkehrt lebt man.

Ob es bey den mehresten, die Theologiam studieren, wirklich an dem ist, daß sie fürnämlich die Ehre Gottes und das Seelenheil der Menschen zur einzigen Absicht haben: oder mehr auf Nebenabsichten und auf die Beförderung ihres zeitlichen Glückes und Ehre sehen, das ist eine Sache, die man nicht völlig erörtern kann; sondern dabey mag ein jeder Theologe sich selbst prüfen. Wenigstens läßt sich so viel schließen: daß, da die mehresten Menschen nicht eben viele Mühe und Arbeit über sich nehmen, ohne dafür belohnt zu werden: (und wie viele Mühe kostet es nicht, verderbte Gemüther zu verbessern!) folglich, wie sehr würden sich viele dazu nöthigen lassen, wenn die mehresten nicht vielmals an Nebenumstände dächten: mit wie vieler Demüthigung des Herzens würden sehr viele

in des Herrn Weinberg als treue Arbeiter gehen.

Phaette bildete sich ein, daß er viele Meriten habe, ob es ihm gleich kein Mensch gesagt hat. Daran liegt ihm nichts; er meynt es. Was mich anlangt, ich setzte ihn in den Rang derjenigen, die sich die Klügsten von der Welt zu seyn einbilden. Lisis hingegen bildet sich ein, daß er noch unfähig im Beurtheilen sey, und denkt, er habe noch nicht viel gelernt, und kann doch sehr viel: aber weil er gründlich denkt, so denkt er freylich recht; denn unser Wissen ist mit sehr vielen Schwachheiten umgeben. Wir bleiben stets *virtualiter studentes*, das ist: wir werden hier mit Lernen nicht fertig.

Maxanzes, um seine Absichten zu verbergen, scheint großmüthig zu seyn und ein hochtrabendes Gemüth zu haben. Doch alles dieses ist weiter nichts, als eine heimliche Begierde alles zu haben, und doch alles verachten; kurz, durch kleine Absichten zu den größten Absichten zu gelangen.

So sehr man auch den Klorontes lobt, so sagt man ihm doch nichts neues; er ist von seinem Werthe ganz eingenommen. Wenn man ihm etwas von den schönen Eigenschaften anderer Leute erzählt, so ist ihm alsdenn alles neu; da kann er es sich kaum einbilden, weil

er

er sich für den Werth-vollesten Mann hält. Dem ohngeachtet aber ist er sehr unklug; denn er begeht nicht einmal ausgesuchte Unklugheiten: sondern solche, die von seinem Panchant, oder eigenen Neigung entstehen; Klorontes könnte nicht einmal einen Thoren vorstellen.

Herokles kann seine Fehler verbergen und anderer Leute Fehler entdecken, dadurch, weil er sich zu insinuiren weis. Herokles thut noch mehr, indem er seine Fehler verbirgt, so erträgt er anderer Leute Fehler mit einer solchen Gemüthsgleichheit, eben fast so, als wenn er ihre schönen Eigenschaften untersuchen wollte.

Die Begierde, gelehrt zu scheinen, hat nun seit 20. Jahren den Marzillus verhindert, gelehrt zu werden. Marzillus hat sich allezeit dessen, was er meynte zu wissen, zu Nutz gemacht, und damit hat er dasjenige, was er hätte lernen sollen, verabsäumet: daher entstund die stolze Einbildung, die Unwissenheit, alsdenn der Eigensinn. So gehts gemeiniglich mit dergleichen Menschen; sie achten nichts, als das, was sie gelernt haben, und haben doch nur sehr wenig gelernt.

Alle Extremitäten sind Laster. Palemon ist bey der üblen Nachrede, bey der Verleumdung sehr empfindlich. Armond hingegen ist dabey ohne Empfindung. Das Publikum rächet

sich an beyden, indem es die Verleumdung in ehrenrührige Beschuldigung verwandelt. Man muß eine gewisse Mittelstraße zu gehen wissen.

Akantes war glücklich, er lebte bey seinem mittelmäßigen Zustande vergnügt, er führte ein nunmehr geruhigers Leben, weil es von Begierden frey war. Itzt hat Akantes Vermögen geerbet, (denn heut zu Tage vieles Vermögen ehrlich und redlich zu erwerben, gehöret mit unter die Raritäten; doch ehrliche Hand, geht durchs ganze Land,) nun kurz, dieser Mensch hatte Vermögen geerbet. Die Begierden, welche den Reichthum begleiten, haben ihn nun auch angefallen, und Akantes hat sein Glück, um unglücklich zu werden, gemacht. Wie schlüpfrig ist demnach der Zustand vieler Reichen, die sich nicht zu beherrschen wissen, wenn sie in glückliche zeitliche Umstände kommen; und wie viel Vorsichtigkeit bedürfen die Menschen, wenn sie die zeitlichen Reichthümer nützlich, recht nützlich, zu ihres und ihres Nächsten Nutz gebrauchen wollen.

Lisimak denkt, vertiefet sich in Gedanken, zieht sein Kleid verkehrt an, antwortet nur mit halben, abgebrochenen, dunklen Worten, redet nur mit einsylbigen Wörtern; er stellt sich, als wäre er was besonders, und sinnreicher. Wenn er zu Hause speiset, läßt er sich die Suppe beym Essen zuletzt auftragen; kurz, es ist ein Manns-

bild,

bild, das nichts vorstellt: und diese schlaue Aufführung macht, daß er etwas zu seyn scheint.

Jener reiche Edelmann, der in Gold und Silber einher geht, einen prächtigen Tisch führt, zieht vieler Menschen Augen und Hochachtung an sich. Lerize lebt in einer schlechten Wohnung, ißt Brod und trinkt Wasser, und ist auch dabey, als ein ehrlicher Mann, lieb und werth bey jedermann. Endlich kommt der Tod zu Beyden, rafft den Edelmann in seinem Purpur, und Lerizen in seinen schlechten Kleidern weg, und macht sie alle Beyde gleich.

Fassen Sie sich, sagt Ravis zu einer Schönen, die betrübt da sitzt; betrüben Sie sich nicht zu sehr, sagt er zum Sempronis, der alles verloren hat. Wenn er an des Sempronis Stelle wäre, so würde ihm dieser eben das sagen, ohne daß es ihm Nutzen brächte. In so fern ist es wahr, daß wir allezeit Stärke genug haben, anderer Menschen Elend und Unglück zu ertragen: aber niemals genug, unser eigenes auszustehen.

Eupheme ist verständig, klug und mässig, er verlangt und wünscht nichts; Phoque hingegen ist begierig, ehrgeizig, bemüht sich sehr, und arbeitet unverdrossen Tag und Nacht, um sein zeitliches Glück zu machen, da doch solches

nur mit allen Beyden scherzet. Seltsame Glücksabwechselung!

Pampilius ist ein achtzigjähriger Greis, der nützliche Rathschläge giebt; sein Mund ist wie eine Sibylle. Es ist doch zum wenigsten ein Zeichen, daß man sich bessert, wenn man die Tugend liebt, und daß man will, daß die Nebenmenschen tugendlich leben sollen, da man nicht mehr untugendlich leben kann; nichts ist auch leichter, als Nachrichten zu geben.

Morab hat seit 20 Jahren als ein ehrlicher Mann gelebt, sein falscher tugendlicher Werth hat ihm sein Glück zuwege gebracht. Er hat Sitten und Stand verändert, und viele sagen von ihm: daß er nur deßwegen 20 Jahre tugendhaft gelebt hätte, damit er Zeitlebens schlimm leben könnte.

Evander denkt, er ist was, ob es gleich nichts mit ihm ist; die Falschheit und Verstellung haben ihn dergestalt gefesselt, daß durch das viele Verstellen und durch die viele Falschheit gegen andere Menschen, er gegen sich selbst falsch geworden ist. Er denkt, er beherrscht seine Begierden; aber es ist weniger seine Stärke über diese Begierde, als es die Schwachheit dieser nämlichen Begierde ist.

Es geht mit den Lieblingen mancher Regenten, wie mit ihren Münzen: man muß sie alle beyde nach dem Werthe annehmen, wie sie der Regent geschätzet hat, und selten nach dem, das sie werth sind.

Rilon mißfällt mit allem seinen vielen Werthe; Nantel wird werth geschätzt bey vielen Fehlern, die er an sich hat. Die Natur giebt uns Vortrefflichkeiten: das Glück zeigt sie den Menschen. Unser eigener Werth und das Schicksal machen unsers Lebens Glück und Elend. Unser Werth bringt uns der vornehmen Menschen Hochachtung, oder den Haß derselben zuwege: das Schicksal hingegen die Hochachtung des gemeinen Volkes; denn dieses beurtheilet mehr von ohngefähr, als nach gründlicher Einsicht.

Das Mein und Dein regieren seit langen Jahrhunderten her; dem ohngeachtet ist die Kunst zu bezwacken mehr als jemals im Schwange, um desto mehr, weil man nichts als die Manier bestrafet. Epirus, zum Exempel, stiehlt nur zehen Thaler, und man strafet ihn am Leibe. Derjenige, der ihm seinen Proceß macht, entwendet dem Publiko seit zwanzig Jahren; das ist Verschlagenheit.

Trasius irret sich, weil er denkt, er könne alle Menschen entbehren, eben so, wie Bergus,

gus, welcher meynt, daß man ihn nicht entbehren könne. Wenn derjenige, der seine Fehler und Mängel nicht abspricht, Werth hat: so ist derjenige Mensch, der sie abspricht, unklug.

Ein Thor ist ein solcher Mensch, der allen Leuten mißfällig ist, und der von vielen Tugendliebenden gehasset wird, damit er klüger werden und sich bessern soll: dessen Gemüth niemals das Angenehme und das Beschäfftigende gekannt hat. Jedoch muß man einen Unterschied einräumen; denn wenn er Geld hat, so wird man doch viel aus ihm machen, ob er gleich Thorheiten begeht.

Thoren bleiben Thoren, sie mögen in dieser oder jener Stadt wohnen. Es finden sich überall Fehler, weil überall Menschen sind. Es ist vergeblich, daß man Ruhe und Zufriedenheit an den äußersten Enden der Welt suchet; man kann an allen Orten sein eigen Glück machen. Wenn überall Begierde zu finden ist, so kann man sie überall zähmen. Felicie ist in Indien eben so buhlerisch, als wie in Paris: Palie ist eben so Tugend-liebend zu Paris, als in einer Einöde. Ein Schatzverwahrer läßt sich eben so viel Respect in Neuengland als in London geben. Der bloße Mensch wird allezeit Mensch seyn.

Ein Mensch nach der Mode ist ein vergnügter Mensch; ein Mensch, der zum wenigsten

sten vergnügt scheint: ein Mensch, der von Hoffnung und Wahrscheinlichkeit lebt, der sich mit einer leichten Hoffnung schmeichelt; aber die Beschreibung ist noch nicht zureichend. Dieser vergnügte Mensch ist vielleicht Nikanor, der stolz die Treppe eines vornehmen Herrns hinauf geht: der auf sich in vielen Vorzimmern lange warten läßt: der sich in Kleidern als ein vornehmer Mann aufführt, und den Herrnwerth, ich will sagen, die Pracht und Kostbarkeit, nie aber die Tugenden, zeiget. Kurz zu sagen: vielleicht ists ein Mensch nach der Mode, ein Banquerotirer, ein Falscher, ein Ehrgeiziger. Nicht doch, antwortet man. So ist es ein Hahnrey. Noch weniger. Es sind fast allezeit welche gewesen; aber sollte es nicht ein freywilliger Hahnrey seyn? Es ist eben nicht lange, daß es zur Mode werden wollte: alles dieses, sagt man, macht nur etliche Umstände eines Menschen nach der Mode aus. Sollte es wohl ein Mensch seyn, der alle schlimme Eigenschaften an sich hätte, der alle Laster begehen könnte? Dieses ist die Hälfte davon. Aber ein solcher Mensch muß auch zu allen Tugenden fähig und voller Tugenden seyn. Aber, wie läßt sich Gutes, Schlimmes, Tugend, Verbrechen zusammen reimen? Eben dieses macht einen Menschen nach der Mode aus: einen Menschen, der sich nicht seine Anschläge entdecken läßt: der falsch in seinen Rathschlägen ist: schöne, aber leichtsinnige Gesichtszüge hat: schlimme Sitten

und einen tugendlichen Charakter an sich bemerken läßt: ein Proteus, oder besser, eine unbeständige Person in Tugenden und Verbrechen, der manche Menschen schmeichelt, manche bey der Nase herum führt, und sie fast alle hintergeht: der geliebet, gehasset, verachtet und werth geschätzt wird: der die Kunst sich einzuschmeicheln, zu vermitteln und glücklich zu seyn, versteht: der zum Schein die Begierden zähmet, von welchen er bezähmet ist: der ein armer Reicher, ein begütherter und ehrgeiziger Philosoph ist: der sich stellt, als brauche er keines Menschen Hülfe; aber ihn brauche man sehr nöthig, dessen Hochmuth sich unter den Schleyer der Demuth einzuschleichen weis: der anders thut und anders denkt; kurz, der ein Mensch nach der Mode ist. Ein rares Bildniß! Denn ein solcher Mensch nach der Mode ist von lauter wider einander laufenden Dingen gleichsam zusammen gesetzet; dem ohngeachtet findet man, leider! sehr viele solcher Leute in der Welt. Wäre ich doch im Stande, ihre falschen Züge zu verwischen, und vermögend, ihr falsches Herz zu ändern. Welch ein Glück für sie, welch eine Freude für mich wäre dieses! Wohl ihnen! wenn sich alle, die dieses lesen, dabey genau prüfen, ihr Bildniß selbst ändern, und ihr Herz und Sinn selbst verbessern.

Ach! der thörigte Mensch, so reden Sie von Nelapton, er ist lächerlich, er mag auch

im weltlichen vornehmen was er will; man macht sich nichts aus ihm, man verachtet ihn; oder besser zu sagen: man kennet ihn nur deßwegen, damit man nicht an ihn denke und ihn verächtlich halte. Seyn Sie so gütig und erklären sich deutlicher; denn wie Sie reden, so hat Nelapton weder Verstand noch Witz; vielleicht hat ihm die Natur sogar an seinem Leibe die wesentlichsten Theile verweigert. Nicht doch; Nelapton hat alle Gemüths- und Leibesvortheile. Nun verstehe ich Sie erst, Linkus wird folglich ein Mann nach Dero Sinne seyn, ob er gleich ungestalt am Verstand und Leibe ist, eine Schlacke der Natur, ausgenommen, daß er vollstimmig ist. Ich will es nur deutsch sagen: Linkus ist reich, Nelapton ist arm.

Der allerfreyste Mensch ist derjenige, der die wenigsten Begierden hat. Jener dort, der in der Strohhütte bey Wasser und Brod lebet, wird gehasset: alles scheint ihm zu mißlingen. Wir wollen einmal Stufen-weise die verschiedenen Stände der Menschen durchdenken: und das Laster wird darinnen herrschen, nachdem daß sie höher sind. Es kann seyn, daß man oftmals die mehresten Unordnungen beym Purpur und unter dem Himmel, so man über hohen Personen trägt, findet.

Bey dem Geburtstage des Laskaris war ein sehr großes Frohlocken, großes Getöse,

große Freude. Man vermuthete, daß sein Name bis in das Land der Morgenröthe bekannt werden sollte; dem ohngeachtet ist er schon vierzig Jahr alt, und man weis itzt nicht, daß Laskaris in der Welt ist: und dieses deßwegen, weil man ihn erst für einen solchen Menschen, der er nicht gewesen ist, gehalten hat.

Dem Leonidas stirbt sein Vater: er schreyt und weint Tag und Nacht, er ist wie untröstlich, der ganze Schmerz ist auf seiner Seite. Arpasia büßet ihre Mutter ein: diese weint nur, wenn sie Leute um sich sieht, ihr Schmerz entsteht nur, wenn Gesellschaft da ist; doch scheinen Leonidas und Arpasia sehr betrübt. Der Erste ist es in der That, die Andere dem Anschein nach.

So sehr die Last der allgemeinen Noth sehr viele Arme und Elende drücket, so sehr denselbigen die Nahrungssorgen aufs Herz fallen und sie gleichsam zu Boden schlagen wollen: so sehr versündigen sich diejenigen Menschen, die sich, ob sie gleich ihr richtiges Auskommen, gegen die wahren Armen gerechnet, haben, wenn sie sich auch mit unter die Bedürftigen zählen. Ein Vernünftiger und Weiser weis oft selbst nicht, was er dabey denken soll, wenn sich dergleichen Leute unter die Armen rechnen wollen. Mögten solche Menschen doch ihren Irrthum erkennen, den wahren Armen dienen, sich bes-

sern,

sern, ehe sie vielleicht die Allmacht auch, wegen ihres Undanks, zu wahren Nothleidenden machen mögte. Heil allen denen! die sich bessern und besser denken lernen.

Leihen Sie mir doch funfzig Fünfthalerstück; so sagt der Graf von ----- zum Fräulein Pintasia. Aber dieser Graf bezahlt niemals nichts wieder; man kennt ihn schon, daß er es so macht. Pintasia schenkt ihm 50 Fünfthalerstück; der Graf bedankt sich bey ihr dafür, und verspricht derselben seine Dienstbereitwilligkeit. Das Fräulein gewinnt doppelt dabey; denn sie hätte nicht nur die 50 Pistolen, sondern auch seine Dienstbereitwilligkeit verloren, wenn Sie es anders gemacht, und ihm geliehen hätte.

Neulich begegnet mir Diodorus, zieht mich mit einer bestürzten Miene zu sich: ich vermuthe mir etwas Wichtiges von ihm zu hören; aber was sagt er mir denn? Weiter nichts, als dieses: daß er eben itzt die schönste Blumenzwibel aus seinem Luststück im Garten gezogen habe. Dergleichen Leute giebt es mehr in der Welt, eben von solchem Charakter, wie dieser Diodorus, die eine Heimlichkeit bey mir gern daraus machen wollten, daß Pompejus ein angesehener Mann ist.

Man muß den Alcimond den Tag vorher, oder nur eine Stunde vor der Mahlzeit bitten, damit man ihm die Unruhe ersparet, seit dem er ist gebeten worden, bis daß er sich zum Essen einstellen darf. Alcimond gieng gestern früh um fünf Uhr zum Rotta, um bey demselben zu Mittage zu speisen; trahit sua quemque culina.

Das Leben des Decien ist eine stete Unwahrheit; er lügt nur zum Vergnügen zu lügen; er that es niemals anders. Dem ohngeachtet macht er mich aufmerksam, weil er einmal die Wahrheit sagt; ich will demnach sagen: daß er ein Lügner ist. Aber wie Unrecht habe ich, daß ich mich deßwegen erzürne; laßt ihn deßwegen lügen, so lange es ihm beliebt; was mich anlangt, so will ich die Wahrheit sagen, nämlich: daß Decien lügt.

Chikano, so aus Falaise in der Normandie geboren ist, verheyrathet seine Tochter, und stattet sie mit zwölf Processen aus; das ist eine schöne Ausstattung! Dennoch wollte der Schwiegersohn gern mehr haben, weil er weis, daß der Herr Schwiegervatter welche zurück behält. Chikano sagt: ist es denn billig, daß ich mich von allem meinen Vermögen entblöße? Ich habe 20 Processe; ich gebe aber meinem Eidam nur 12. davon, es ist an dem; aber ich muß auch leben. Chikano hat nicht Unrecht;

denn

denn wenn ein Normann keinen Proceß hat, und ein Fisch ohne Wasser ist, so sterben alle beyde: weil ihnen ihr Element fehlet.

Die Tugend schließet nicht allemal die Laster aus; zuweilen thronet sie, ob gleich viele Laster um sie sind. Elicius lacht und weinet so lange er lebet: folglich wird er uns die Ursachen der Freude und der Traurigkeit anzeigen können. Nicht doch; Elicius lachte und weinte ohne Ursache. Pirus hat Ursache zu weinen und zu lachen; aber er hält sein Weinen und sein Lachen im Zaume. Wie! sollte auch Pirus vielleicht vom Democrit und Heraklit unterrichten können? Auch dieses nicht; denn man lacht und weint nicht mehr, wie zu ihren Zeiten: sie belachten und beweinten die Thorheiten der Menschen; heut zu Tage bekümmert man sich darum nicht mehr.

Ich ziehe wider die Fehler des Arus ganz leise los; doch wollte ich, daß man sie wüßte, ohne daß ich es gesagt hätte. Ich ziehe wider Nilan los; ich rühme mich, daß ich wider ihn losgezogen und ihm die Wahrheit gesagt habe. Ich entdecke seine geringsten Fehler. Ich fürchte viel von dem einen, und nichts von dem andern; der eine ist reich, der andere ist arm.

Ich begegne dem Herrn von N..... auf der Straße, ich mache ihm sehr viele Diensterbietun-

bietungen, sehr viele Anerbietungen der Freundschaft; aber dieser Edelmann ist reich, steht in Ansehen, und kann meiner entbehren; eben deßwegen biete ich ihm meine Dienste an, die ich doch jenem Herrn von R..... abschlage, der sie brauchte. Das ist euer Bild, ihr Komplimentirer: das ist euer Bild, ihr Modenfreunde: das ist euer Bild, ihr Politiker: das ist euer Bild, ihr Maulfuchtler.

Jener Q..... wird arm, seine Freunde verlassen ihn, eben wie seine Güther; er geht itzt zum N....., welchen er für seine Stütze am mehresten hält. Aber Q..... irret sich, N..... ist nur sein Freund, wenn er reich, und es ihm wohl geht.

Ein Thor tritt nie so herein, setzt sich nie, trinkt, ißt und geht niemals so, wie ein Mann von Werthe. Man jage einen Hund von des Königs Stuhl, so wird er gleich wieder auf einen andern Stuhl, so neben an steht, springen; denn er hat weder Schaam noch Scheu, eben etwa so, wie ein Thor.

Nelsie ist ein Auswurf des Hofes, er ist in Ansehen bey den Städtern, er hat den Vorzug vor dem Magistrat; aber, wer will einen Mann mit einer goldnen Scherpe und der mit dem König redet, zu nahe treten? Man bewundert, man beneidet ihn fünf Meilen in der Runde herum; es ist ein Elend!

Klean-

Kleante bey voller Tafel und starkem Wein unterzeichnet ein Urtheil, welches zehen Familien zu Boden stürzen wird. Es ist zu verzeihen; denn wie kann ein Mensch denken, wenn er satt ist, daß Menschen an andern Orten Hunger sterben können? Wie weis der Gesunde, wie dem Todkranken zu muthe ist? Darum liebe man doch seinen Nächsten, wie sich selbst, so wird man allezeit gegen ihn bedachtsam verfahren, und vielen Fehlern vernünftig ausweichen können.

Silvanus ist endlich reich geworden: er hat die Landgüther gekauft, wovon seine Vorfahren die Steuern bezahlten. Er hätte sich nicht ehedem unterstanden, der Diener des Decius zu seyn, und itzt ist er sein Schwiegersohn.

Notius lebt in der Einsamkeit und macht Betrachtungen, er schließt sich mit den Frommen ein. Sie haben ihre Gedanken, und Notius hat seine Gedanken; die Maske der Frömmigkeit ist ihm dienlich. Welch ein Unterschied unter diesem, und einem solchen Menschen, der seinen frommen Wandel von Herzen führt; ein solcher Frommer ist sicher, recht sicher, sicher vor sich, sicher vor Menschen, sicher vor GOtt: da hingegen Notius unsicher ist, daß ihm nicht die Maske der Heucheley weggenommen werde, und man alsdenn seine Verstellungen deutlich sieht, und er sich schämen muß.

Mancher junge, muntre Mensch hat jährlich viel Einkommen; es giebt aber sehr viele Familien, die fast vor Armuth sterben. Solche Leute sollten mit ihren zeitlichen Reichthümern da Eintheilung machen.

Posson macht sein Glück auf dem Theater, geht ab, wenn er reich ist, um sein ewiges Wohl zu befördern. Jede Sache hat seine Zeit.

Riphon ist mißvergnügt, daß ihm etwas fehlen kann, da Naule indessen seufzet, daß ihm alles fehlt. Riphon hat sich recht gehalten; denn man hielt ihn für mäßig, bescheiden, züchtig und sittsam; man hielte ihn noch dafür, wenn er nicht eben itzt sein Glück gemacht hätte.

Akantes, ein reicher Mann, aber lasterhaft, will nicht mit Druses in Gesellschaft seyn; denn Druses ist ein armer aber tugendhafter Mann, der doch mehr als Akantes werth ist.

Polie wartet, daß ich vor ihm den Hut abnehme: er sitzt vielleicht wärmer, als ich: er hat vielleicht seine Schäfgen ins Trockene gebracht. Sind seine Glücksumstände ahnsehnlich, so wird er so weit gehen und mich verachten.

Plautus, ob er gleich bey Jahren, aber reich ist, läßt sich fast den Aermel ausreißen,

die

die Alie, die jung und schön, aber arm ist, zur Frau zu nehmen.

Vor solchen armen Leuten, die nicht einen frommen Wandel führen, hat man sich sehr wohl in Acht zu nehmen; denn solche Leute, die arm und auch nicht fromm sind, sind Leute, die fast stets daran denken, wie sie vom Nächsten etwas krigen wollen, nämlich: mit Recht oder Unrecht, mit List oder mit Manier; drum schreibt jener weise Sittenlehrer nicht ohne Ursache: Armuth lehret viel Schlimmes, oder viele Untugenden. Welche Feder ist vermögend, die Unarten der Laster-vollen Armen zu beschreiben? Es ist eben so unmöglich, als die Unarten der Gottes-vergessenen Reichen zu beschreiben. Darum behüte uns die Allmacht vor allzu großem Reichthum und vor allzu großer Armuth. Beydes ist dem Menschen sehr schädlich. Der Herr aller Herren lasse aber einem jeden Menschen sein bescheiden Theil dahin nehmen. Nicht zu wenig, nicht zu viel, dafür ich Dir danken will.

Felicius ist mein Freund und wirds auch, so lange es mir wohl geht, bleiben; er wird was aus mir machen, so lange das Glück was aus mir macht. Die Freunde nach der Mode verlassen uns mit unsern Güthern.

Diese Springbrunnen, diese prächtigen Gebäude haben die Geldkästen des Herrn Kleantors leer gemacht: seine Gläubiger, denen er Geld schuldig war, haben ihn von Häusern und Höfen verjagt, und er ist deßwegen vor Verdruß gestorben. So gehts noch täglich in der Welt zu. Wie manche kaufen sich Häuser an, stecken ihr gesammeltes Geld in selbige, borgen noch welches dazu, fangen an zu bauen; nun will es nicht zureichen, die Nahrung ist schlecht, Interessen werden nicht bezahlet. Am Ende büßen sie ihr eigenes Geld, Haus und Hof ein, und gehen mit leeren Händen heraus. Folglich lasse man sich in solche Sachen nicht ein, die man nicht übersehen, noch ausführen kann.

Sie halten sich darüber auf, daß Sie müßig in der Kutsche sitzen: nehmen Sie doch wenigstens ein Buch, oder ein Papier in die Hand, damit es nur läßt, daß sie einen vornehmen Mann, einen Mann von Wichtigkeit vorstellen.

Lesinon muß mein sehr guter Freund seyn, wenn ich ihn noch ansehen soll, da ich nun mein Glück gemacht habe. Honores mutant mores; dieses trifft bey vielen ein. Nenau hat sein Glück auf die nämliche Art eingebüßet, auf welche er es gemacht hatte; daraus sieht man, daß

daß es viel leichter ist, sein Glück zu verlieren, als dasselbige zu machen.

Qualant läßt die Trommel rühren, wenn er etwas Gutes thut. Er fange es doch besser an; er bemühe sich doch, daß ich es nicht erfahre, oder wenigstens, daß man es nicht muthmaße, daß er es selbst habe der Welt bekannt gemacht.

Alzipe macht mir sein Compliment aus einer Kutsche, in welcher er sich brüstet, ob ich gleich zu Fuße gehe. Aber es geschieht bloß darum, daß ich sehen soll, wie er in einem Staatswagen neben einem vornehmen Herrn sitzt.

Nauste ist ein lasterhafter Mensch; dem ohngeachtet konnte ihn sein Vätter nicht enterben: sondern hinterließ ihm sein Vermögen, und vermachte dem Delius eine kleine Geldsumme: ob gleich Delius ein Mann von Werthe ist. Noch darzu wird dieses kleine Geldvermächtniß vom Nauste, der alles geerbet, ihm sehr schlecht bezahlet. Solche Exempel sind nicht seltsam. Man findet Leute, die Fremden alles vermachen, und Freunden nichts. Ists möglich! Was müssen das für Herzen seyn? Solche Menschen müssen ihre Herzen selbst beschreiben; ich kann sie nicht erforschen, noch weniger beurtheilen.

Ein Geschichtschreiber, der aus Indien zurück gekommen ist, erzählet: daß diese Völker ein solches Getränke trinken, welches ihnen Kopfschmerzen macht und sie zum Erbrechen nöthiget; und dennoch tränken sie dieses Getränke sehr gern. Lore tadelt diese Völker, und merkt nicht, daß man von ihm selbst erzählt, da man das Bild der Trunkenheit und Schwelgerey schildert. Lore trinkt selbst täglich über den Durst.

Man hat von Nellipe gesagt, daß er ein Thor wäre, der dabey sehr schlau. Itzt stirbt er: man bedauert ihn, man legt ihm einen Werth bey, den er nicht gehabt hat; warum dieses? weil er gestorben ist.

Aristar hat sich bekannter gemacht, er ist an Hof gegangen, er hat sich durch das Volk gedrungen, er hat versichert, daß er seine Sachen verstünde. Man hat gemeynt, daß er die Wahrheit sage: er hat bey dem Regenten in Gnaden gestanden; itzt hat er sich aus dem Staube gemacht. Die Zeit seiner Ungnade fängt sich mit der Zeit seines Wohlstandes an; er macht sich reich und veracht davon, und läßt den Hof noch im Stande, von Leuten seiner Art hintergangen zu werden.

Eilen Sie ja, wenn Sie es dem Florian sagen wollen, daß er nicht viel verstehe; denn er wird bald sein Glück machen: und alsdenn ist Sie weiter nichts zu sagen vergönnet, als ihn zu loben.

Ropin verläßt seine Lehmhütte, geht nach Volkstadt und wird ein Bedienter: krigt erstlich schlechte Liberey, alsdenn eine mit goldnen Franzen. Durch das viele Kutschenaufmachen lernt er, sich endlich in den Wagen setzen: nun ist er ein Pachter durch seine Kniffe geworden: fängt nun an, was in der Welt vorzustellen: denkt nun sich adeln zu lassen: kauft sich einen Titel; nur an die Tugend denkt er nicht. Tugendhaft ist der einzige Titel, so ihm fehlt.

Nalip kann seinen Adelstand nicht eher beweisen, als seit der Zeit er seine Kleider mit Gold und Silber verbrämen läßt. Sein Vermögen setzt ihn nun in den puren natürlichen Zustand, nämlich: in den Besitz aller seiner Fehler.

Es ist wahr, daß der Mensch, als Mensch, nämlich in seiner Lebhaftigkeit und Munterkeit, das Spiel der Begierden und die Materie zur Satyre ist. Aber es nähert sich nach und nach eine Zeit der Leblosigkeit des Gemüths und des Leibes, wo es zum wenigsten scheint, als wenn uns die Fehler verließen, wenn wir sie

nicht verlassen. Eben diese Natur, welche alle Vergnügen vor den Menschen zubereitete, verbietet ihm, selbige bey Verlust seines Lebens zu einer solchen Zeit zu kosten, wo ihm alles, und er sich selbst gleichsam beschwerlich ist. Es bleibt dabey: der Adel des Menschen ist sehr, sehr groß; aber sein Elend in dieser Welt ist nach dem Falle nicht klein. Doch wird in der zukünftigen Welt alles Elend gewiß vergangen seyn; der Adel der Menschen aber nach Leib und Seele wird gewiß an den verherrligten Gläubigen unaufhörlich bleiben. Welch ein unbeschreiblicher Trost zur Beruhigung des Herzens!

Von dem Alter.

Man kann das menschliche Alter, diese Lebensextremität, nicht besser beschreiben, als wenn man das Alter, das Grab der Vergnügen und die Wiege der Sorgen nennet. Die Furcht, oftmals eine falsche Hoffnung, die Gemüths- und Leibesschwäche; kurz, die Schwächlichkeit dem Wesen nach sind des Alters Theil. Man kann dabey doch noch die Menschen unterscheiden, und sie sind auch im Alter noch guter und schlimmer Eigenschaften fähig.

Der Mensch, ob er gleich alt geworden ist, bleibt dennoch ein Mensch: folglich bleiben ihm noch Begierden. Der Geiz scheint dieses unbewegliche Alter bey vielen Greisen zu begleiten. Der Mensch im Alter ist nicht mehr zu Unternehmungen und Projecten geschickt; und dieses findet er am Geize bequem, daß er sein Geld und Vermögen darf ruhen und sich selbst alles fehlen lassen.

Nichts ist kürzer als unsere Lebenstage; sie sind vorbey, wenn wir sie kaum kosten: das hohe Alter überraschet uns gleichsam. Man kann

nicht zeitig genug des Lebens gebrauchen, und morgen ists allzeit zu spät.

Ornales, der lange leben will, beraubet sich viele seiner Jahre; denn er unternimmt eine lange und beschwerliche Reise, die ihn abmattet, schwächet, auszehrt und entkräftet. Wie denn so? wird man fragen. Man höre ihn nur selbst reden: Ich reise herum, weise Aerzte zu fragen; ich bin bleich und verstellt; ich kann die Lebensbeschwerlichkeiten nicht mehr, wie sonst, vertragen; mein Gesicht krigt Falten und meine Stirne Runzeln; meine Hände sind nicht mehr so fleischigt; kurz, ich fühle eine Schwäche der Natur, bey welcher ich fürchte den Kürzern zu ziehen. Verrichten Sie denn sonst noch ihre Verrichtungen? sagen die vernünftigen Aerzte zu ihm. Ja, antwortet Ornales, der eine weite Reise gethan hat, und nun erfahren hat, daß es das Alter ist, das ihn zurück hält und schwächlich macht.

Diejenigen Männer, die alt geworden sind, und nicht alt scheinen wollen, und die jungen Frauenzimmer, die nicht verliebt aussehen wollen, sind der Thorheit sehr nahe. Es ist an dem, daß ein Mensch, der zu dieser Begierde geneigt ist, nichts mehr anfeindet, als die sechzigjährigen Eigenschaften; weil die Liebesneigung die Schwachheit der Jugend, der Fehler des Mannes, und die Unehre des Alters ist.

Zudem

Zudem kann ein junges Frauenzimmer ziemliche Anmuth, aber nicht zureichende Aufführung und Erfahrung haben: da hingegen ein altes Frauenzimmer oft beydes, ob es gleich weder schön noch anmuthig mehr ist, haben kann.

Sie können sich vielleicht, schönes Frauenzimmer, in Dero Alter verrechnet haben, weil Sie noch so eine muntere Gesichtsfarbe und junge Gesichtszüge an sich haben. Geben Sie nur ohnbeschwert die Gesichtsanstriche demjenigen wieder, der wohlriechende Sachen verkauft, Dero Zähne dem Zahnkünstler, und scheinen nur diejenige zu seyn, die Sie sind, und nicht diejenige, so Sie gewesen. Aber ich fasele, wenn ich denke, daß ein Frauenzimmer alt aussehen will. Jenes vornehme Fräulein wollte lieber ihre Ehre als ihre Schönheit einbüßen, wenn alles beydes noch in ihrer Gewalt wäre; Sie will jung, dem Alter zum Trotz, seyn.

Sein Glück machen, ist ein schöner Ausdruck; aber wenigstens gehören dreyßig Jahre dazu, ehe man es anfangen kann, und im 60sten Jahre ist es noch nicht fertig. Das Alter ertappt uns, wenn wir daran zu bauen anfangen; der Tod zerstöret uns, wenn wir kaum Mahler und Glaser bestellet haben. Ob gleich das Leben kurz ist, so vergeht es doch fast ganz unter Wünschen; das Alter, welches unsere Begierden verlöschen sollte, nähret sie; man

 kommt

kommt von den gefährlichsten Krankheiten nur deßwegen wieder auf, daß man mehr wünschen kann: und der Tod kommt allezeit, da wir noch zu genesen und zu leben wünschen.

Man fürchtet sich vor dem Alter, ob man gleich nicht weis, ob man alt werden wird. Ein Dreyßiger bedauert, daß er kein Zwanziger mehr ist: und ein Sechzigjähriger bedauert, daß er nicht mehr im dreyßigsten Jahre lebet. Man hoffet ein Greis zu werden, und man fürchtet sich vor den Jahren des Greises; kurz, man hat Lust zum Leben, und man fürchtet sich vor dem Tode, ob gleich oftmals der Tod zu rechter Zeit kömmt; aber allezeit zu früh für das elendeste und verdrüßlichste Alter.

Eine allzu große Nachläßigkeit, und eine allzu große Pracht und Putz bey alten Leuten, vermehret nur ihre Runzeln und scheinet ihre Tage zu beschleunigen.

Der Mensch, als Mensch, ist von sich selbst nur ein Theil, die Frau macht den andern Theil aus. Sie ist, wie der Mann, in allen ihren Altern den Begierden unterworfen, und man könnte sagen: fast noch mehr, als das männliche Geschlecht.

Von der Frau überhaupt, und von etlichen Frauenzimmercharaktern insbesondere.

Der Verstand und die Schönheit an den Weibern bringen ihnen die Neigung der Männer zuwege, und zähmen sie. Die beste Ausstattung und Mitgabe der Frauenzimmer ist diese: wenn sie schön und tugendhaft sind. Wenn sie diese Qualitäten an sich haben, so sind sie nicht zu tadeln. Doch ist es heut zu Tage fast unmöglich, ohne Geld in den Ehestand zu treten; denn der Ausgaben sind sehr viel.

Jenes Frauenzimmer, so Arethuse hieß, dachte noch immer an ihre Jugend, und es fand sich noch an ihr eine Neigung zu den Vergnügen: und dieses verursachte, daß sie vergas, wie sie schon achtzig Jahre überlebet. Itzt krigt Arethuse den Schnupfen, den Husten, Schwachheit des Magens; sie spucket etliche Zähne aus, die sie noch im Munde hatte. Sie will den Husten verhalten; sie befürchtet, daß sie einen Zahn nach dem andern nun verlieren wird. Nun hustet, nun spucket sie und fürchtet nichts; der Schnupfen hat ihr Billigkeit wiederfahren lassen.

Ich

Ich beschuldige diejenigen einer Unwahrheit, welche denken, daß die Frauenzimmer nicht schweigen können; und zum Beweise ihres Irrthums darf ich ihnen nur die Lania anführen, die seit 20 Jahren ihren Mann hintergeht, ohne daß sie es ihm jemals gesagt hat. Ihr Mann zweifelte noch daran, wenn er es nicht selbst gemerkt hätte.

Omphalia scheint Fehler an sich zu haben; aber der Selbstwerth ihrer Person verringert sie. Lancinia meynt, daß sie ein Frauenzimmer von Werthe sey; aber die Fehler, so sie an sich hat, verdunkeln ihren Werth und verringern ihre schönen Qualitäten. Solche Frauenzimmer sind viele in der Welt, die eben so denken.

Der Fehler und die Tugend machen die ganze Frau. Namalie hat von einem mehr als vom andern; Ephemie ist ganz das Gegentheil. Amalia ist halb tugendhaft, halb schlimm. Was mich anlangt, ich halte das schöne Geschlecht vor Fehler-los; mancher wird sagen: daß ich scherze.

Flavia gefällt, reizt, sieht schön, ob sie gleich schon 50 Jahre überlebet hat. Ihre Schönheit läßt Sie aus allen vier Welttheilen herholen. Das Weiße verschreibt Sie aus Spanien, das Rothe und die Leibfarbe bringt man der-

derselben übers Meer her, ihre Geburtsstadt leihet ihr schönes Haar, Zähne, Leibesgestalt, und zuweilen ein falsches Auge. Es ist eine von vielen Stücken zusammengesetzte Schönheit, fast eben wie die eingelegte Arbeit. Die Natur giebt alle diese nämliche Reize der Princia; sie wird aber selbige derselbigen eben auch wieder entziehen, wenn sie so alt als Flavia seyn wird. Man muß in unserm aufrichtigen Jahrhundert sich Billigkeit wiederfahren lassen, und sich nicht unter den Schönheitsheuchlern befinden.

Themiscire wollte, daß man die Tugend verböte und das Laster erlaubte; sie würde ein heimliches Vergnügen daran haben, tugendhaft zu seyn und das Laster zu mißbilligen. Die Schwürigkeit belebt Sie, die Verbote machen Sie beherzt: an diesem Charakter erkenne ich die Themiscire. Sie ist verliebt; ihr Mann weis es. Er macht ihr Appetit zu Liebeshändeln, daß sie derselben nicht sauer werden, bittet Sie, befiehlt derselben, ihm ungetreu zu seyn. Und dieses ist das einzige Mittel, Sie im Zaum zu halten; sonst wäre es ihm niemals gelungen, und er würde ein Mann nach der Mode seyn.

Lucie und Lonile sind eine eben so wie die andere verliebt; dem ohngeachtet hält man die eine für eine eingezogene Jungfer: die andere für eine Frau ohne Ehre. Es steht oftmals

bey

bey uns, daß man wohl oder schlimm von uns redet.

Karoline ist liederlich und verliebt von ihrer zarten Jugend an; dieses Laster ist bey ihr zur andern Natur geworden. Lindamire hingegen fängt kaum an das Laster zu kennen, so bringt selbige die geringste väterliche Vermahnung dahin, ihre Schuldigkeit zu beobachten. Man muß mehr sagen: vielleicht könnte man die Karoline besser zum Gehorsam bringen, weil Sie das Schöne und das Schlimme, so in der Welt ist, kennet; Lindamire fängt erst an, die Anmuthigkeiten der Welt zu kosten: folglich würde diese schwerer zu zähmen seyn.

Trasius war im ledigen Stande glücklich; er nahm sich eine Frau, um noch glücklicher zu werden; aber er hat sich in seiner Rechnung geirret. Dieses ist keine allgemeine Regel, und Fernand, der alle Tage denjenigen Augenblick lobet, in welchem er sich die Floriane zur Frau auslas, ist ein Beweis, daß es noch glückliche Ehen giebt.

Sie wissen, daß Q..... verliebt ist: reden Sie mit ihr vom Gefallen und Ueberwinden; aber bis zu welchem Alter? Denn endlich soll alles ein Ende nehmen. Zum Exempel 60 Jahre. Sie kennen die Q..... nicht; ich will sagen, die verliebten Frauenzimmer; diese wollen, daß

daß ihre Liebreitzungen sie bis in das Grab begleiten sollen. Die verliebten Frauenzimmer sterben geputzt; die Schminke und das Schönflecklein verlassen sie niemals.

Omphaline will keinen Liebsten haben, dabey wird Sie roth. Sie würde mit einem aufrichtigen, zärtlichen und getreuen Liebhaber, der sich in Sie verliebte, und ihr seine Dienste anböte, zufrieden seyn; denn Omphaline haßt von der Liebesneigung weiter nichts als den Namen.

Zaide hört es gern, daß man Sie ein schönes Frauenzimmer nennt: nichts als dieses schmeichelt Sie so sehr; denn dieses ist eben dasjenige, so Sie selbst von sich denkt.

Die Baroneßinn von - - - - - zieht wider das Spiel los, Sie nennt sich eine Feindinn vom Spiele: wenigstens denkt man, daß Sie eine Feindinn davon ist. Dem ohngeachtet hat Sie itzt 20000 Thaler bey dem Grafen von - - - - verloren. Wie Sie dieses Geld verloren hatte, so setzte Sie das kostbarste ihrer Kleinodien aufs Spiel. Mögten doch alle Menschen sich vor dem Spielen hüten, denn die Hintergehung ist so groß, daß man es nicht beschreiben kann; und wer Gesundheit behalten, Geld ersparen, und Aergerniß vermeiden will, der überlege es sehr wohl, ehe er sich ins Spielen einläßt. Selten

findet

findet man reiche, aufrichtige und tugendhafte Leute beym Spiele dererjenigen, die aus dem Spielen ein tägliches Handwerk machen und sich vom Spielen nähren. Profeßionsspieler machen dem Nächsten leere Beutel und entziehen ihm durch sehr viele Spielerkniffe sein Geld. Man hüte sich vor ihnen, wenn man, wie schon gesagt, sein Geld im Schubsack behalten, Aergerniß vermeiden, und seine Gesundheit behalten will. Zudem werden bey solchen Spielern, die gemeiniglich sehr böse Menschen sind und fast stets beym Spielen fluchen, schwören und unnütze Reden ausstoßen, ehe viele zur Sünde verführet, als daß sie zur Tugend angewöhnet würden. Kurz, man meide solche schädliche Spielkompagnien, wie die Pesthäuser, und sey sehr vorsichtig.

Jene Gräfinn ist von ihrem Liebhaber seit 10 Jahren hintergangen worden. Sie hat während dieser Zeit zufrieden geschienen. Ihr Elend und Mißvergnügen entsteht daher, daß Sie nun klüger geworden ist.

Mein Zustand ist in der That traurig und beklagens-werth, so spricht die Loriane zum Parnesse, der ihr antwortet: daß Sie sich unbillig beklage, und was Sie denn verlange zu seyn? Loriane erzürnt sich über diese Antwort, und sagt zum Parnesse: daß er ein grober Mensch, Sie hingegen aber eine ehrliebende

Frau

Frau wäre. Hören Sie, spricht Parnesse zu ihr: ich wundere mich nicht mehr, daß Dero Zustand betrübt und Beklagens-werth ist, denn es giebt Weiber, die ihres Standes müde sind: in der That, solche Weiber gleichen den Goldbergwerken, die nur da in Sicherheit sind, wenn man sie nicht suchet.

Sie können vortrefflich schön mahlen, sage ich zum Rosenbach; doch das Bildniß der Frau von ------ ist kein Meisterstück, weil es so zu sagen getroffen ist als wenn es redete. Nichts ist alltäglicher als eine redende Frau.

Felicie ist so ungezogen und lasterhaft, weil sie verliebt ist; die buhlerische Art ist noch ihr kleinster Fehler.

Luisens Herz war in jungen Jahren unüberwindlich; viele junge ansehnliche Freyer krigten von ihr den Korb. Mancher reicher alter Mann mit einem goldnen Werthe bemühte sich, sie zu heyrathen, vergebens; Luise war wie von Marmor und Gießerz. Itzt ist ihr Stolz vorbey: denn Sie ist mit einem Laquay fortgegangen, der weiter nichts als Mannsqualität hat.

Jene Kaufmannsfrau verkauft in ihrem Laden ihre Reize so wohl als ihre Waaren: in ihrem ganzen Gewölbe ist Sie die gesuchteste

 Waare;

Waare; und wenn Sie einem Käufer eine lächelnde freundliche Miene macht, so ist es vielmals nichts weniger als dieses, daß Sie ihm ihre Waare verkaufen will.

Anzilla verließ im 15. Jahre ihr Dorf und zog in die Stadt: beym Dienen ersparte Sie sich, und machte eine Jungferfortune. Anzilla merkte, daß die Armuth ein elender Zustand ist: alle Mittel, sie mochten billig oder unbillig seyn, nahm Sie auf die leichte Achsel, um sich aus dem Elend zu helfen. Sie fürchtete, Sie diente und gehorchte; itzt fürchtet man sich vor ihr, man bedienet Sie, man muß ihr folgen; Sie scheinet zu seyn was Sie nicht war, und scheinet nicht mehr was Sie gewesen ist.

Divon hat mir so ein schönes Portrait von Floretten gemacht, daß ich mehr Liebesneigung zum Portrait als zum Original habe.

Man kann Dämme bauen, welche die ungestümsten und heftigsten Ströme aufhalten. Man kann die größten Feuersbrünste endlich löschen; aber man kann nicht verhindern, daß Nemalie nicht verliebt wäre.

Sonst gieng jene Frau zu Fuße in die Kirche; seitdem aber ihr Mann reicher geworden, so fährt Sie allezeit in der Kutsche in die Kirche. Die in ihrem Stuhle sitzen, beugen sich

so lange, und machen viele Komplimente, bis Sie sich gesetzt hat. Drum macht auch Geld krumm was sonst gleich ist.

Irene lebt in Wohllüsten, in täglichen Vergnügungen, sie schätzt sich glücklich. Itzt wird die Mode ihres Kopfzeugs geändert, das weis Irene seit 14 Tagen nicht; und dieses ist zureichend ihre Ruhe zu stöhren, weil Sie kein Kopfzeug nach der Mode trägt. Solche Kleinigkeiten stöhren sehr viele Modeschwestern.

Wie kömmt es denn, daß Rimene umgänglich geworden? Daher, daß man bey ihrer Tugend eine Neigung zum Verlieben gefunden hat: man hat Sie dabey angegriffen, Sie hat widerstanden, aber sehr schwächlich. Man hat sie überredet, ihr Herz ist aufgeblühet, Sie ist öfterer vor den Spiegel getreten; kurz, ihr Liebhaber hat gewonnen.

Je mehr eine Frau die ungebundene Freyheit liebt, je mehr muß man sich vor ihr in Acht nehmen. Jene Frau nergelt ihren Mann zu Tode, der ihr doch Freyheit läßt und sie liebet; und dieses thut sie deßwegen, sagt sie, damit durch das Exempel eines so artigen Mannes, den sie doch so schlecht gehalten hätte, keine Mannsperson sich unterstehen sollte, sich mit Weibern zu belästigen, sondern sie in Freyheit

 lassen.

lassen. Dieses heißt die ungebundene Freyheit sehr hoch treiben.

Aristille hat sich an einen solchen Mann verheyrathet, dessen Märtyrinn sie ist; er wünscht, daß er sie überleben möge. Aristille bemerkt dieses: aber sie ist eine Heldinn in der Liebe und Treue; sie fällt mit trüben Augen zu ihres Mannes Füßen, sie sagt ihm und stellt es ihm lebhaft vor, daß Sie seinen Neigungen nie zuwider gelebet habe: daß sie lebe, um ihn glücklich zu machen; da Sie aber dieses nicht erreichen könne, so wolle Sie sich von ihm entfernen. Was kann man daraus folgern? Dieses, daß die Weiber oftmals heftiger, besser, oder schlimmer, als die Männer sind.

Celine ist nur so weit weise, als es nöthig ist, daß man sie für tugendhaft halten möge. Arphone ist nur in so fern tugendhaft, als es nöthig ist, daß man sie für weise halten möge: folglich haben sie alle beyde nur das Zeichen der Tugend. Solcher Tugendheuchlerinnen giebt es sehr viele in der Welt. Man sehe sich nur um und gebe Achtung darauf.

Von den Begierden.

Wenn man die Begierden recht natürlich beschreiben sollte, so müßte man sie alle geprüft haben; weil, zum Exempel, der Geizige sagen wird: daß der schändliche Geiz eine Klugheit und eine Haushaltungskunst ist. Jede Begierde höret auf eine Begierde zu seyn, wenn man die Menschen dabey zu Rathe zieht. Zudem so kann man keine solchen Menschen finden, die keine Begierden niemals gefühlt hätten. Man muß sich demnach beruhigen, wenn man höret, daß die Begierden sich besser empfinden, als beschreiben lassen.

Die Begierden sind gleichsam wie in Grade eingetheilt; manche üben mehr Gewalt als andere aus. Sie fragen mich: welche es wären? Ich antworte nur ganz kurz: Beym L..... ist es die Rache, beym N..... der Ehrgeiz, beym F..... der Hochmuth: und es ist nur beym R..... zu finden, daß er alle diese Begierden in gleichem Grade an sich hat.

Die Begierden sind verschwenderisch, sie machen oftmals einen Thörigten liebens=werth, und einen Menschen von vortrefflichen Eigenschaften lächerlich. Die Begierden entstehen, wie der Vogel Phönix, aus ihrer Asche; der Ruin der einen ist die Quelle der andern. Die Begierden sind auch in ihren Wirkungen verschwenderisch; die Enthaltung, die Mäßigung bringt oftmals die Verschwendung und die Unordnung zuwege, und die Unmäßigkeit bringt zuweilen die Nüchternheit und Mäßigkeit zuwege. Nerwitz ist ein verschwenderischer Geiziger, und Roppil ist aus Leichtsinn beständig.

Die Begierden sind vom Menschen nicht zu trennen; wenn er selbige zähmet, so sind sie nichts weniger als Begierden; wenn sie aber den Menschen beherrschen, so sind sie mehr als Begierden. Die Menschen haben ihren freyen Willen, um sich gegen selbige zu vertheidigen; wann die gesunde Vernunft mehr gilt, so schmachten die Begierden, so sind dieselbigen matt: da hingegen, wenn die Begierden mehr als die gesunde Vernunft gelten, so wird die gesunde Vernunft verdunkelt. Wir bemerken zuweilen einen Antrieb zu dieser oder jener Sache: doch oft wechselsweise. L..... ist ein Gemisch von Leidenschaften und von Tugenden; oft ist er aus Uebereilung von einer unordentlichen

chen Gemüthsbewegung vernünftig: zuweilen scheint die Vernunft seine Begierden gültig zu machen. Solche Arten von Menschen sind artige Leute.

Die Begierde ist das Hauptwerk, das den Menschen in den Gang bringt und ihn regieret: die Begierde ist, so zu reden, seine andere Seele; kurz, die Menschen sind vernünftige und Begierden-volle Geschöpfe.

Von dem Ehrgeize.

Der Ehrgeiz ist unter allen Begierden diejenige, so uns am wenigsten vergnüget. Diese Begierde läßt uns ein Glück hoffen, so vor uns fliehet; unsere Lebenszeit bringen wir mit Wünschen bey ihr zu. Die Endzwecke, welche sich ein Ehrgeiziger vorsetzet, werden Mittel, damit man zu andern Endzwecken gelangen kann, die wir niemals in unserer Gewalt haben.

So arm als auch heut zu Tage die Menschen an Gelde sind, so sehr vermehrt sich ihr Pracht und Hochmuth; die Mittelmaße unserer Mittel thut der Mode und der Zeit nachgeben. Dieses ist die Ursache, daß unsere Güther oft ehe als unsere Wünsche zu Grunde gehen.

Ein eingeschränktes Glück hat nichts an sich, welches unsern Ehrgeiz schmeichelt. Es ist nöthig, daß unsere Wünsche und unser Verlangen mit unsern Hoffnungen ersterben, dieweil ein Ehrgeiziger sogar über die Hoffnung selbst hoffet.

Ein eigennütziger Ehrgeiziger wendet alles an, damit er seine Absichten und Endzwecke erreichen möge, die dahin gemeiniglich abzielen, hoch ans Bret zu kommen. Er geht mit der Absicht zu Bette, steht mit selbiger wieder auf, ißt und trinkt nur deßwegen; alle seine Gänge, Betrachtungen und Gedanken gehen dahin, wie er Schätze sammeln möge. Seine andern Unordnungen dienen ihm bis zur Hintansetzung des Eigennutzes und bis zur Großmuth, welches man an einem Geizigen die Heucheley und die Maske des Eigennutzes nennet.

Die Welt ist gleichsam ein Sammelplatz von Begierden; die Weisen und die Thoren fühlen sie mehr oder weniger heftig. Alle aber erfahren in gleichem Grade die Wirkungen des Ehrgeizes.

Die Natur hat Vergnügen, die sich vor die Menschen schicken. Die Menschen haben den Ehrgeiz erfunden, welcher denselben die nämlichen Vergnügen entziehet, und ihnen fast nie diejenigen, so er sie hoffen läßt, verschaffet.

Es ist ein gewisser Mittelpunkt in der Mittelmaße selbst; so bald dieser Mittelpunkt nicht bemerket wird, so ist es ein Elend.

Der Mensch ohne Begierden ist ein unbeseelter Leib: der ehrgeizige Mensch ist stets in Bewegung; er ist mehr als ein beseelter Leib.

Diejenigen Leute, so es uns gleich nachthun wollen, sind gegen uns viel neidischer gesinnet, als diejenigen Menschen, die uns nachahmen wollen. Das erste zeigt Ehrgeiz an, das andere Hochachtung gegen solche Personen, die man nachahmen will.

Ein sittiger, gelassener Mensch, dessen Laster gleichsam bemäntelt sind, scheint vernünftig zu eben der Zeit zu seyn, da er es am wenigsten ist: weil eine Begierde aus der andern entsteht, und eine der andern nachfolgt. Weit gefehlt, daß die gesunde Vernunft sie heilen sollte; so ist keine einzige Begierde, die nicht ihre Ursache anzuführen wüßte, um sich ein Ansehen und gleichsam gültig zu machen. Dieses ist eine Wirkung des Ehrgeizes, die alle andere Laster unter dem Scheine der Mäßigung heget.

Vom Geize.

Ob es gleich scheinet, daß nur alte Leute geizig sind, so belehret uns doch die Erfahrung, daß fast alle Menschen, in welchem Alter und in welchem Stande sie auch leben, dem Geize, als eine Wurzel alles Uebels, ergeben sind. Der Geiz ist der Menschen Tyrann, er verweigert ihnen das Nöthige, und das Ueberflüßige wird von ihm in die Geldkassen verschlossen.

Es ist etwas Seltenes, daß alle Begierden den Menschen auf einmal anfallen; nein, sie folgen einander nach, ob gleich ein jedes Menschenalter seine herrschende Begierde zu haben scheinet, und daß der Geiz sich in einem jeden Alter des Menschen mit einfindet. Parisat ist nach und nach Spieler, Zorniger, Geiziger, Verschwender, Hinterlistiger und Verstellter gewesen: Arazes nur allein scheint alle diese Begierden auf einmal an sich gehabt zu haben; er allein war ein Theater der Begierden: da hingegen Razanes denkt und scheint, solche an sich niemals bemerkt zu haben. So ist es mit dergleichen Begierden beschaffen, ob gleich in der That fast ein jeder Mensch denselben ergeben und zu denselbigen geneigt ist.

Es giebt Menschen in der Welt, die schlecht bekleidet einher gehen und einen schlechten Tisch führen: welche vieles von der gegenwärtigen, vergangenen und zukünftigen Zeit ausstehen: denen alles fehlet, und welchen nichts fehlen kann; das sind die geizigen Leute.

Fast die ganze Welt hintergeht sich, und ich beweise es: weil ein Geiziger Gold und Silber für wahre Güther hält, ob selbige gleich nur ein schwaches Mittel sind; ich will nicht sagen ein Nichts. Doch muß man mehr als Philosoph seyn, wenn man so reden und denken will.

Der Geiz, so sich beym Menschen findet, ist wenigstens in so weit zu entschuldigen, in so fern sich der Mensch in Sicherheit wider die peinigende Armuth setzen will, weil diese ein großes Elend ist. Aber der Geiz ist zu bestrafen, weil sich ein geiziger Mensch alles beraubet, und Hunger und Mangel mitten im Ueberflusse findet, und sich eben dadurch der Strenge und des Elendes dieser nämlichen Armuth aussetzet.

Ein Geiziger hat nichts Sicheres und Gewisses; er denkt, er werde seinen Gold- und Silberklumpen alle Tage einbüßen. Der Besitz seines Geldes und seines Vermögens quälet einen solchen geizigen Menschen mehr, als wenn er nichts in der Welt hätte und arm wäre. Gesetzt: ich hätte einen Schatz an Gelde versteckt und

und vergraben, man fände selbigen und nähme mir ihn, ich würde darüber wie trostlos: welch eine Einfalt von mir! Dieses vergrabene Geld diente mir ja ohnedem zu nichts. Ich werde nun klüger, ich lege einen Stein dahin anstatt des Goldklumpens; einen Stein wird mir kein Mensch nehmen: und er dient mir eben so viel, als mein vergrabenes Geld mir diente.

Es ist wahr, sagt Sempronius, der Geiz ist ein Laster; aber Armuth und Mangel, Hunger und Elend, sind noch viel größere Uebel: und aus zween Uebeln muß man das Geringste wählen. Dieses alles ist wahr, wenn der Geiz vor das menschliche Elend schützet; aber es giebt reiche Verschwender und geizige Bettler. Es begiebt sich auch oft, daß eines aus dem andern wird, nämlich: daß die Verschwendung die Reichthümer vermindert, und daß der Geiz auch die Armuth vermindert. Aber dem ohngeachtet verhindert dieses alles nicht, daß der Geizige nicht stets geizig bleibe; ich will damit so viel sagen: sein eigener Tyrann, der die Pein des Mangels mitten bey seinem Ueberflusse an Vermögen fühlet, weil sich ein solcher Geizhalz alles dessen, so sein Vermögen ausmacht, selbst beraubet; und über sein Geld und Vermögen kein vernünftiger Herr ist, daß er sich dessen zu seinem und seines Nächsten Nutzen weislich bediente.

Von

Von der Liebe.

Die Liebe zum schönen Geschlecht ist eine Leidenschaft, welche dem Geize ganz zuwider ist: weil die Verschwendung das Getriebe davon ist.

Die Liebe ist eine Begierde, welche Vergnügen und Kummer macht: folglich treffen diese beyden Sprichwörter nicht recht ein, da man zu sagen pflegt: **Wer zu Lieben anfängt, der fängt an sich Noth zu machen;** und ferner: **Wenn man liebt, ist alles schön.** Es ist an dem, daß die Liebe wie ein Feuer ist, welches glänzet und vom weiten erwärmet; aber es verbrennet und verzehret auch, wenn man zu nahe kommt.

Die Poeten haben uns die Liebe als ein ganz nackendes Kind mit verbundenen Augen vorgestellt. Etliche haben gesagt: es geschähe deßwegen, weil es so schön wäre, und niemals schöner als ohnbekleidet; so müßte man ihm die Augen verbinden, und ihm die Hälfte der Schönheit verbergen, damit sie von der Schönheit nicht blöde würden. Andere haben gedacht, es besser zu treffen, und haben gesagt: daß

daß man den Kupido deßwegen nackend mahlte, weil er denjenigen Leuten, die ihm in seinen Unordnungen folgen, gleichsam Hemden anziehet; ferner: man habe dem Kupido deßwegen mit einem Schleyer die Augen verbunden, weil die Liebe zum schönen Geschlecht eine blinde Begierde ist; und endlich, damit er die Fehler der Frauenzimmer nicht sehen sollte, um derselben nicht überdrüßig zu werden.

Die Liebe beschäfftiget diejenigen Menschen, die nicht beschäfftiget sind; sie ist auch eine beschäfftigende Begierde.

Processe ruiniren und machen arm, und die ungezogene Neigung zum Frauenzimmer auch. Derjenige, der einen Proceß verliert, verliert alles; wenn er den Proceß gewinnt, so gewinnt er nichts. Derjenige, der seine Amante verliert, scheint wie trostlos zu seyn; krigt er selbige aber zur Frau, so findet er an selbiger so viele Fehler, die sein Glück schwankend machen und verringern.

Mancher verliebter Mensch wird sprechen: daß Kupido derjenige schöne Götze ist, welcher bey seiner Mühe gefällt: daß er bey seinen Quaalen beherzt macht: daß er bey dem verliebten Kleinmuth stärkt, und daß er ehe Elend ausstehen läßt. Etwas von diesen Meynungen ist richtig; aber man frage einen solchen verliebten

liebten Menschen morgen wieder; so wird er seinen Irrthum fahren lassen und sagen, daß die Liebe zum Frauenzimmer eine angenehme Mühe, ein süßer Wermuth, ein schmackhafter Gift, eine Krankheit die gefällt, eine Plage, die man sich gefallen läßt, und ein Tod, nach welchem die Menschen rennen und laufen.

Wir wollen einmal nicht über die Schnur hauen, sondern nur so viel sagen: daß selten, ob wohl nicht allemal, ein vornehmes Frauenzimmer einer vornehmen Mannsperson den Korb giebt, selten eine Bürgerliche einem Adelichen; kurz, selten eine Bürgerstochter einem Bürger. Denn ein Grad mehr Stand, Ehre, Werth, Geld und Vermögen, macht alles dasjenige aus, um die schwankende Tugend des schönen Geschlechts zu besiegen: zumal, wenn man vollends die Person liebt, so uns zur Ehe begehrt.

Man kann sagen, daß die Liebe sich von Geschlecht zu Geschlecht gleichsam verewiget, und daß eine verliebte Mutter selten eine spröde Tochter hat.

Die Abwesenheit ist nicht allemal ein sicheres Heilmittel wider die Liebe. Wenn die Liebe noch im Keimen ist und gleichsam noch eine entstandene Begierde ausmacht, so verlöscht sie, deutsch zu sagen, wie ein Wachsstock, welchen der kleinste Wind auslöscht; ist aber die Liebe schon

schon heftig und zu einer großen Begierde geworden, so nimmt sie eben so zu, als wie ein großes Feuer, welches bey dem nämlichen Winde anbrennet.

Die Liebe oder Neigung ist in ihrer Art einig oder einfach; aber man copiret alle Tage unzählige Copien von ihr ab. Die Liebe ist eine Neigung, die durch die Schwierigkeit zunimmt, durch das Leichtseyn abnimmt; Hoffnung und Furcht beleben sie auf eine gleiche Art: sie entsteht aus kleinen Ursachen und verlöscht leicht: sie ist hurtig und artig; manchmal traurig und schädlich. Je mehr man solcher Eigenschaften an sich bemerket, je fähiger ist man zur Liebesneigung.

Man findet viele ehrliche Weiber, wenn man sie so nennen kann, welche weder zu handeln noch zu tractiren haben, und deren Häuser doch solchen Mannsleuten offen stehen, die brav Geld verthun können. Diese Art von Liebesneigung nennet man eine korsarische und seeräuberische Liebesneigung.

Dorine ist ein schönes und verständiges Frauenzimmer: sie ist auch reich dabey; sie verliebt sich in einen Thoren, da sie doch eines Ritters werth ist. So artig trägt es sich zuweilen mit Liebesneigungen zu.

Die Liebe geht vom Ueberdrusse unter, und die Vergessenheit trägt sie zu Grabe. Es ist Schwachheit, daß man liebt: es ist oft Schwachheit, davon zu heilen.

Florite küsset die Nanette sehr oft, und bemerket mit vieler Verwunderung, daß sie etwas im Munde hat. Es sind kleine Wachskügelchen, die sie im Munde hat, damit die Backen nicht so einfallen und hohl aussehen. Liebesneigung ist schlau.

Rellinet, der sich heimlich in einen Winkel versteckt hat und ein vornehmes Frauenzimmer, in Absicht auf ihre Schönheiten, belauscht, weil er sich in sie verliebt hat. Er sagt ihr solches, und sie sagt zu ihm: daß, weil er so vieles gesehen hätte, so könnte er nun wünschen.

Warum stimmt die Weisheit und die Liebesneigung selten zusammen? Deßwegen, weil die Liebesneigung Begierde, und die Weisheit Tugend ist. Die Liebesneigung überlegt nicht viel, die Weisheit aber macht Ueberlegungen.

So lange man auf Freyers Füßen geht, so ist die Liebe eine schöne Beschäfftigung; denn man schmeichelt sich, bald die tugendhafteste, bald die schönste, bald die reichste, bald die zeitvertreibendste Frau zu krigen; man fühlet gleichsam eine heimliche Freude von dem zukünftigen

Besitze

Besitze einer Frau; alles gefällt, alles ist an einem Freyer belebt. Glücklich ist derjenige, der es stets so hoffet; denn wie viel Exempel sind nicht vor unsern Augen, daß diejenigen, die einander so sehr wünschten, so bald sie einander hatten, so bald war auch das Grab der Vergnügen gebauet. Darum brauchet man Vernunft und Verstand beym Heyrathen: denn Freyen ist kein Pferdekauf; denn Heyrathen kann Zeitlebens glücklich und auch Zeitlebens unglücklich, elend und kümmerlich machen.

Ein Mensch, so hitzig und kaltsinnig zugleich, ich will sagen: eigensinnig beym Lieben ist, ist dieser Begierde Affe. Die Liebesneigung belebt die Jungen, schmeichelt die Mannbaren, ist ein Zeitvertreib der Alten, und hintergeht sie alle zusammen.

Wein und Liebe schärfen und machen auch den Verstand stumpf; sie beyde allein sind diejenigen Leidenschaften, welche zwey widrige Dinge erregen können.

Man kann von der Liebe heilen, doch kann man nicht gewisse, sichere Mittel ausfündig machen. Die Liebe verlöscht, wenn man sie am besten unterhalten will, und nimmt zu durch diejenigen Mittel, durch welche man davon genesen wollte.

Reline ist jung, Leonore ist schön, keine hat mehr, als eine dieser Qualitäten; sie müßten jung und schön zusammen seyn, um diejenige Begierde zu erregen, von der ich schreibe.

Man hat einen Gott aus der Liebe gemacht, weil die Liebe alle endliche Wesen zu beleben scheinet. Die Liebe ist den Menschen so natürlich als Essen und Trinken, nur müssen die Menschen nicht ausschweifen. Bey den Thieren ist es Trieb, und Naturneigung bey unbelebten Sachen zu seinem Centro: eben etwa, wie das Feuer in die Höhe lodert und das Wasser dahin fließt. Ohngeachtet dieser schönen Vorzüge, ist die Liebe dennoch oftmals traurig, besonders, wenn sich in selbige mehr Leidenschaft, mehr Begierde, als Vernunft, mischet.

Es finden sich doppelherzige Menschen in ihren Liebeshändeln in der Welt. Kupido, der fast alle Menschen reizet, kann sie nicht reizen. Es ist bey einem Frauenzimmer, die sich für eine Schöne hält, nur Spaß, wenn ihr Kupido von der Liebesneigung erzählt; denn bey der Liebe ist es etwas seltenes, daß man einen solchen Gegenstand nicht aufrichtig lieben sollte, der uns wiederum mit nämlicher Aufrichtigkeit ein Gleiches dagegen thut.

Die Beschwerlichkeiten des Genusses sind lang, die Vergnügen dieses nämlichen Genusses

ses sind kurz; deßwegen mache ich diesen Schluß: entweder sind die Beschwerlichkeiten, so lang sie auch sind, Kleinigkeiten, oder die Besitznehmung, ob sie gleich kurz ist, ist viel.

Eine unbeständige Schönheit, die mehr ihre Liebhaber bey der Nase herum führet, als ihnen ihre Neigung verspricht, deren flüchtiger Sinn zu versprechen und abzuschlagen scheint, verlangt einen solchen Liebhaber, der vielen Eigensinn vertragen kann, und der sich oftmals untersteht zu nehmen, ohne etwas zu fordern.

Die Wünsche, die Dienste, die Sorgfältigkeiten, der Kummer, die Betrübniß, und so gar das Selbstmartern hilft nichts bey der Liebe. Man stellt auf die Probe, man geht auf den Schritten nach, man ersuchet, man bittet, man fordert, man dringet, man seufzet, man ächzet, man hält mit solchen Gesinnungen an, es hilft nichts; nur der Eigensinn der Augen ist das einzige Mittel, in der Liebe glücklich zu seyn: denn so bald man den Augen gefällt, so ist unser Glück beschlossen.

Die Versprechungen, die Begierden, das Verlangen und das Verhalten eines Menschen, geben unsere Neigung zu verstehen; aber sie bereden selbige nicht. Die Thaten und der Genuß zeigen etwas anders; ein aufrichtiger Kuß gilt

mehr, als tausend verstellte Blicke mit den Augen.

Man findet Liebhaber, die wegen zu vieler Hochachtung ihre Dienste nicht thun können. Fast jedermann irret sich darinn, man kann ihre ganze Begierde nicht errathen; nur die Liebhaberinn weis sie zu schätzen, weil die Liebe unter allen blinden Begierden die hellsehendste ist.

Ein junger Mensch, der Neigung fähig ist, läßt sich von allerley Gegenständen erlauschen; die Neigung zum schönen Geschlecht bringt ihn in Unruhe, und er verirrt sich fast bey jedem verliebten Gegenstande; seine einzige Verwirrung ist diese: daß er nicht weis, vor welchen Gegenständen er sich vertheidigen soll.

Ein Liebhaber, ein Amant, der sein Leben bey einer Grausamen zugebracht hat, dessen Leben gleichsam wie eine Beschwerlichkeit war; wenn man solches rechte Liebeshändel nennen kann, stirbt zufrieden, wenn nur sein Schatten noch in der Gruft erfährt, daß seine Undankbare ihn bedauert, beweint, beklagt, wenn es zu späte ist.

Ein Präsent, so uns ein schönes Frauenzimmer macht, ist Etwas; es ist so gar Viel, wenn man es dafür hält. Was mich anlangt,

ich behaupte, daß es Nichts ist, wenn man mehr verlangt.

Monathe sind Jahre, und die Jahre werden zu Jahrhunderten, wenn eine Schönheit unser Glück versprochen hat. Zwey Tage sind schon für denjenigen zu lang, der am fünften Tage glücklich seyn soll.

Die Billigkeit der Liebe besteht im Eigensinne, und man kann Amor nichts anders als eine unbillige Billigkeit nennen.

Es geschiehet oftmals, daß ein Thor eine Schönheit nicht anders als ein Thor im Besitz hat; ich will sagen: als ein Mann. Mancher schmachtet, um seinen Rest zu haben, der es besser werth ist.

Zwey Personen, die von einander getrennt in der Ferne lieben, sehnen sich, ob sie gleich dem Scheine nach zufrieden sind; und wenn sie sich mit der süßen Hoffnung schmeicheln, einander bald wieder zu sehen, so zählet die eine Person alle Stunden, und die zwote alle Augenblicke.

Ein Lächeln, ein Blick mit den Augen, das kleinste Zeichen, eine Hand, die man etwas drückt, die geringste Unternehmung, ein Wörtchen, ein zärtlicher Ausdruck; kurz, eine galante Kleinigkeit ist beredend, alles entwickelt in

in der Liebe, aus allen solchen Kleinigkeiten schließet man. Kupido ist eben so beredt als vermögend, und man sagt sich alles, da man sich doch nichts saget.

Die Begierde einander zu sehen, diese vermögende Reizung ist oftmals nicht fähig, uns zu besiegen: zumal, wenn sich die Politik darein mengt. Doch jene Dame kann ohne ihren Mann lachen, und jener Mann ohne seine Frau.

Mancher Amant beklagt sich, thut kläglich, dränget; seine Amasia wehret sich, er bestehet darauf; sie wird zärtlich, und verspricht oftmals dasjenige, was sie sich selbst zu erlauben nicht unterstehet.

Die Furcht, die Eifersucht, das Mißtrauen, sind Beweise von einer übertriebenen Liebe; je mehr der geliebte Gegenstand Werth an sich hat, desto eifersüchtiger ist man wegen desselben.

Das Unternehmen und die Kühnheit verringern die Seufzer der Verliebten; mancher nimmt zuweilen, ohne Erlaubniß seiner Liebhaberinn dasjenige, was sie wollte, daß er, nur ohne ihre Erlaubniß, nehmen sollte.

Verliebte haben einander vieles zu sagen; kurz, sie plaudern. Nun ist die Zeit vorbey: man

man muß von einander gehen: die Bestürzung verdoppelt sich. Itzt, da man gehen will, da fallen einem noch mehr Dinge zu sagen ein: noch mehr, als man die erste Sylbe aussprach. Verliebte plaudern gern; im Ehestande reden viele solcher Leute desto weniger mit einander. Dieses sollte nicht seyn.

Julie und Qualz lieben einander seit langer Zeit; dem ohngeachtet verzögert sich ihr Glück von Tage zu Tage: sie beurtheilen einander beyderseits so genau nach ihrem Werthe, und wissen nicht, daß der Eigensinn in Liebeshändeln der kürzeste Weg ist. Sie sind wie Glocken, die keine Klöppel haben: folglich keinen Laut von sich in die Ferne geben können. Solche Leute verstehen einander nicht recht, fast eben wie jene zween Menschen, davon der eine zum andern sagte, als er ihm im Walde begegnete:

Der Erste:
Wo geht der Weg zum Walde naus?
Der Andere:
Ich nehme junge Spechte aus,
Der Erste:
Mann, seyd ihr denn toll?
Der Andere:
Das Nest war alle voll,
Der Erste:
Ey, helft mir doch nur dießmal rathen - - - - -
Der Andere:
Wenn ich sie habe, will ich sie euch nicht braten.

Mancher Liebhaber, der seine Lebenstage bey einem schönen Frauenzimmer vertändelt, der sich schmeichelt, daß er bey ihr wegen seiner vielen geleisteten wichtigen Dienste, so er ihr zu gefallen gethan hat, Hahn im Korbe sey, irret sich; denn er gilt bey einem solchen Frauenzimmer nicht mehr, als sie ihn selbst taxiret.

Der Werth eines Menschen kömmt vom Verstande her, die Schönheit entsteht vom Leibe; aber die Reizungen sind heimliche Annehmlichkeiten, deren Ursachen man nicht weis; selbige machen, daß sich unser Wille entschließt und vornimmt: dieses ist die Ursache, daß Lindari die Lalie sehr liebet, die weder schön noch sinnreich ist. Die Wohlanständigkeit, die Gleichheit, die Proportion der heimlichen Reizungen, eine gewisse natürliche Neigung gegen einander, so man Sympathie nennet, machen sehr oft, daß die Zusammensetzung schöner Züge, wenn man selbige besonders nimmt, keine schöne Person machen können; eben fast, wie kleine Augen oftmals kein kleiner Mund, und eine bräunlichte Haut doch noch ein solches Frauenzimmer ausmachen, die man noch so ziemlich schön nennet.

Etwas

Etwas von den Menschen unserer Tage.

Wenn ein weiser und frommer Gelehrter die Welt, in Ansehung der mehresten Menschen, die itzt das schöne Weltgebäude bewohnen, beschreiben sollte, und zwar besonders in Ansehung der Gemüthsbeschaffenheit der mehresten Einwohner, so wohl männlichen als weiblichen Geschlechts: so würde die Beschreibung davon so entsetzlich für die Tugendliebenden seyn, daß ihnen die Ohren gellen würden. Es ist keine Furcht Gottes bey den mehresten Menschen und keine wahre Nächstenliebe, keine rechte christliche Kindererziehung bey den mehresten Reichen und Armen. Man durchdenke nur selbst die Aufführung der Jugend unserer Zeit, und die Sitten-lose Aufführung so vieler Erwachsenen unter den Manns- und Weibspersonen, ihre Falschheiten, Ausschweifungen, Verstellungen, Lieblosigkeiten gegen den Nächsten, und ihre Zungensünden, so wohl junger als alter Menschen, so fängt man schon an davon etwas Entsetzliches zu sehen. Noch entsetzlicher ist es, daß die mehresten Menschen unserer Zeit anders denken, anders sich stellen, anders reden und anders

anders thun. Der heimliche Geldmangel und die schlaue Politik, um Geld zu krigen, verdirbt auch, eben wie der Geldgeiz, fast die besten Gemüther. **Ein Wort, ein Mann**, ist beynahe gänzlich untergegangen, und auch derjenige, so es manchmal gerne noch hielte, kann es wegen des Geldmangels der Nebenmenschen oftmals nicht genau halten. Was ist doch davon die Ursache? Dieses, daß die Zeiten so nahrlos, so Verdienst-los, das mehreste dennoch theuer, so man zur Leibesnahrung und Nothdurft vonnöthen hat: überall Geldmangel, und dennoch auch so gar das unentbehrliche Dach und Fach ist kaum zu bezahlen. Ein jeder vernünftiger Mensch, der dieses in der Stille unpartheyisch überlegt, wird dabey viele Zusätze zu machen haben und sie auch machen können. Die Tugend sollte seyn das was sie nicht mehr ist, nämlich: in Ansehen und Hochachtung; die Tugend ist quasi, fast, beynahe, nicht mehr Tugend: fast alle Sachen haben zu unsern Zeiten eine andere Deutlichkeit und Helle, wenn man selbige mit den Menschen unserer Zeit betrachtet. Menschen und Tugend sympathisirten sonst zusammen, nämlich: sie hatten gewisse natürliche Neigung gegen einander; heut zu Tage sind sie fast einander widerwärtig. Es war sonst eine goldne Zeit: itzt ist eine eiserne, eine rostige Zeit, und fast noch schlechter, als die Ausdrücke sagen wollen. Dennoch bleibt Weisheit und Tugend der

Weg-

Wegweiser und der Steuermann der Menschen, mit welchen sie die Steinklippen der Untugend vermeiden und in den Hafen der beständigen Glückseligkeit kommen können; nur Weisheit und Tugend macht sie verständig und wahrhaftig glücklich. Ein jeder Mensch, der fähig ist, weise Betrachtungen zu entwerfen, der wird sagen: Meine Wiege führet mich zur Gruft durch eine große Zahl glücklicher und widriger Begebenheiten, die mir nach und nach, und nicht auf einmal begegnen. Das Wahre, das Falsche, die Hintergehung, die Verführungen, die Freyheit, die Tyranney, das Angenehme, das Widrige, das Nützliche und Anmuthige, die gesunde Vernunft, die Begierde, die Tugend, das Laster; dieses sind diejenigen einzigen Charakters, welche den Menschen ausbilden: das Mehr und das Weniger unterscheiden ihn. Mehr Glück, weniger Elend machet ihn zufrieden; das Gegentheil bringt eine widrige Wirkung bey ihm hervor. Mehr Freyheit, weniger Tyranney machet ihn frey; von dem einen mehr, als von dem andern, machet ihn gleichsam zum Gefangenen. So ist es mit den Menschen. Diese Beschreibungen sind die richtigsten Ideen, so man von den Menschen entwerfen kann.

Para-

Paradoxe Reflexionen.

Einen Gott erkennen, dieses ist die erste Stimme der gesunden Vernunft; Gott kennen wollen, nämlich: sein unbegreifliches Wesen mit seinem endlichen Verstande ergründen wollen, nenne ich Vermessenheit. Gottes Existenz oder Daseyn leugnen, ist dasjenige, so man Unvernunft und Raserey nennet. Von dem Augenblicke an, da der Mensch an sich bemerkt, daß er ein Mensch ist, der Leib und Seele, Verstand und Willen hat: von der Minute an, da er sein vernünftiges Wesen von dem Wesen der unvernünftigen Thiere unterscheidet, da gleichsam die ersten Strahlen einer aufgehenden und anbrechenden Vernunft die Finsterniß seines Gemüths zerstreuen und selbige helle machen: von diesem nämlichen Augenblicke an sieht er ein, und kann mit seinem Verstande fassen, daß ein Allerhöchstes Wesen seyn muß, das ihn in diese Welt gesetzt hat, wo jedes einzelnes Ding die Existenz desselben verkündiget und kund machet. Daß ein Gott ist, das ist eine so unumstößliche, so bekannte und so oft abgehandelte Wahrheit, die keiner Wiederholung hier braucht; weil sie unnützlich wäre. Seit der Erschaffung dieser Welt, oder

oder vielmehr seit dem Jahrhundert, wo unsere Geschichtserzählung ihren Anfang nimmt, ist kein einziges Volk gewesen, welches diesen Ruf der menschlichen gesunden Vernunft geleugnet hätte.

Man wende ja nicht die Chimären der Menschen ein: man setze dieser unumstößlichen Wahrheit ja nicht der Menschen ihre falschen Ideen entgegen, so selbige sich von Gott selbst gemacht haben, und man verwundere sich ja nicht über ihre lächerliche Verehrung, die sie selbst aus ihrem Gehirn ersonnen haben, um dem Allerhöchsten ihre Ehrerbietung zu erweisen. Man gestehe nur gleich aufrichtig zu, daß alle unterschiedene Völker und Nationen darinn einig gewesen sind, daß ein Gott ist, daß Gott die Ursache unsers Daseyns in dieser Welt ist, daß Gott alle unsere Aufmerksamkeit verdienet, und daß man Gott hochachten, fürchten und anbeten muß.

Das ist der erste Grund und das erste Grundstück aller Religionen. Zu einer solchen Erkänntniß Gottes zu gelangen braucht es keine göttliche Offenbarung noch Weisheit; der Samojede ist einer solchen Erkänntniß Gottes so wohl fähig, als unsere Lehrer. Dieser Grundsatz entsteht mit unserer Vernunft und wird gleichsam mit derselben geboren: dieser Bewegungsgrund ist von ihr unzertrennlich. Alles,

was man zu diesem hinzusetzen könnte, wäre dieses: daß diese Idee von der Erkänntniß Gottes nicht auf einerley gleiche Art in allen menschlichen Seelen aufgekläret ist, und daß von dieser Klarheit und Deutlichkeit die Lauterkeit der Grundsätze herrührte, die davon natürlicher Weise entstehen. Begiebt sich denn dieses nicht noch itzt, da doch die Fackel des heiligen Evangelii fast die ganze Welt erleuchtet hat? Welch eine Finsterniß und Dunkelheit herrschet nicht noch itzt, eben in diesem Augenblicke, bey einer Million menschlicher Seelen, die gleichsam bey hellen Täge von einem dicken Gewölke von Dummheit, oder Vorurtheilen umgeben sind, deren sich ihre Aufseher bedienen, um die Menschen in die Dienstbarkeit zu bringen, und ihre Gemüther für den Zügen der gesunden Vernunft zu verschließen! Während daß diese elenden Halbmenschen sich in ihrer Unwissenheit glücklich zu seyn und zu leben einbilden, so verirret sich der Mensch, der einen erleuchteten Verstand hat, mit seinem wenigen Wissen aber nicht zufrieden ist, in solche Irrgärten und Labyrinthe, in welchen er gemeiniglich dasjenige, was ihm noch von der gesunden Vernunft übrig war, einbüßet.

Der Mensch, welcher mit dem, was er schon weis, oder mit demjenigen, was er wissen kann, niemals zufrieden ist, der übertreibt sein Wissen endlich so weit, daß er endlich dasjenige,

jenige, was doch seine eingeschränkte Vernunft unendlich übersteiget, fassen und begreifen will. Zum Exempel: nachdem wir uns durch sehr oft wiederholte Bemerkungen und Beobachtungen überzeuget haben, daß der Mond eben so ein Planet als wie unsere Erde ist, so machen wir daher den billigen Schluß: daß er bewohnet seyn muß. Dieses sollte, meines Erachtens, der jenseit liegende Schluß aller unserer Muthmaßungen seyn; aber weil wir fast stets geneigt sind, dasjenige, was unsere Einsichten übersteigt, zu wissen: folglich mögten wir auch alsdenn gern diese möglichen Geschöpfe kennen, und wir bekümmern uns nun so gar um ihre Gestalt, um ihre Lebensart und auch so gar um ihre Religion. Die mehresten Menschen sind mit demjenigen, was ihnen die Natur von schönen und unserer Neugierde anständigen Gegenständen auf unserer bewohnten Erdkugel darbietet, nicht zufrieden: sie unterstehen sich so gar, sich über unsere Atmosphäre oder Luftkreis zu erheben, von welchem sie doch, nach vielen unnützlichen Bemühungen, gleichsam in das Meer gestürzet werden, wo ihre Vernunft zu Grunde gehet.

So groß ist die Unbesonnenheit solcher Menschen, die sich Zeit ihres Lebens mit lauter unnöthigen Dingen beschäfftigen, und dasjenige, was sie gerade zur Glückseligkeit führen kann, verabsäumen. Zu der nämlichen Zeit,

in welcher wir oftmals auf Mittel sinnen, unsere Mitbürger glücklich zu machen, sind wir, so zu reden, bey unserm eigenen Glücke blind. Wir sind bey den Vorwürfen, die man uns wegen unserer Fehler macht, taub, und wir rühmen uns, daß wir eine Schutzschrift für die Tugenden unserer Vorfahren geschrieben haben. Die Unordnung, die Laster und die Barbarey fremder Nationen und Völker giebt uns Anlaß, wovon wir Stichelschriften schreiben können, und wir sind dem ohngeachtet nicht mäßiger, noch gesitteter, noch polirter. Man sagt zu den Juden: Ihr sey ungläubige, böse, unnütze Menschen; und sie antworten uns in ihren Herzen: Viele von euch sind Gläubige, die Unrecht thun. Man schicket Missionarien nach Indien, und viele unter den Maulchristen selbst sind abergläubisch.

Wenn es kein Trieb ist, uns um anderer Leute Sachen mehr als um unsere eigenen zu bekümmern, die uns doch näher und selbst angehen, so ist es wenigstens ein sehr gemeines Laster und die Quelle des Elendes und der Uebel, welche das menschliche Geschlecht seit seiner Existenz zergliedert haben. Wir fangen gemeiniglich dabey zu lernen an, was doch keinen Einfluß auf unsere Glückseligkeit hat, und die höchste Staffel unserer Weisheit ist diese: daß wir die Chimären unsers Gleichen wissen. Eben zu der Zeit, da wir uns verbunden halten,

ten, die Menschen von ihren Unbesonnenheiten zu heilen und zu befreyen, füllen wir unsern Kopf mit allen ihren unbesonnenen Hervorbringen oder Productionen an, und zwar auf eine solche Art, daß uns die Wahrheit entwischt und entgeht, und sich unter einer großen Menge von paradoxen oder fremden und ungewöhnlichen Meynungen verliert.

Giebt es nicht Männer unter den vermeynten Gelehrten in der Welt, die sich ihre ganze Lebenszeit damit beschäfftiget haben, die verschiedenen Meynungen über eine Wahrheit, an der man nicht zweifelte, zu untersuchen und zu sammeln? Aber ist diese so deutliche Wahrheit, um welche man sich erstaunend bemühete, durch eben diese erstaunende Mühe nicht fast gänzlich verschwunden? Wir wollen itzt unsere Betrachtungen einschränken und nur bey den Grundsätzen der Religion stehen bleiben, und wir werden einsehen lernen, daß der thörigte Eifer, die Wahrheiten, so die Religion lehret, beweisen zu wollen, die Ursache von der Ungleichheit und dem Unterschiede der Secten gewesen ist; und man würde von dem Religionsuntergange in denen Herzen derer Menschen reden können, welche mit vielen dunkeln und abgeschmackten Beweisen überhäufet worden sind, mit solchen Beweisen, um die man sich so sehr bemühete, sie anwendete und vermehrte, um

durch selbige die Lehrsätze deutlich und verständlicher zu machen.

Selbst manche Lehrer haben sich zuweilen in dem Labyrinthe ihrer Abstractionen verirret; und weil solche Lehrer gar zu weise seyn wollten, haben sie ihre gesunde Vernunft verloren. Man betrachte einmal jenen Elenden, der in jenem Spital in einem ganz besonders elenden Zustande unter seinen elenden Mitgesellen sich befindet, und welcher, noch nach dem Tode seiner eigenen gesunden Vernunft, sich bemühet, Menschen, die noch einen gesunden Verstand haben, den Kopf wüste zu machen. Er war sonst im Amte und ein großer Theologus. Die Begierde alles zu wissen, alles mit der gesunden Vernunft einsehen und erklären wollen, brachte denselbigen endlich so weit, daß er sich unterstehen wollte, das über alle menschliche und englische Vernunft steigende große und heilige Geheimniß der heiligen Dreyeinigkeit zu erklären und zu entdecken. Er verirrte sich aber in diesem Unermeßlichen, davon die gesunde Vernunft, oder der menschliche Verstand, nicht den allergeringsten Theil fassen kann: und weil dieser gelehrte Mann sich zu sehr in die Erkänntniß eines unermeßlichen Geheimnisses einließ, so hörete er auf ein vernünftiges Geschöpf zu seyn, in so fern, daß er den Gebrauch seiner gesunden Vernunft, als eine vernünftige Person, verlor.

Alle

Alle Menschen stimmen darinn überein: es ist ein Gott. Das ist eine der wahrhaftigsten, der gültigsten und der aufrichtigsten Wahrheiten. Der Schöpfer selbst hat diese unumstößliche Wahrheit in die Herzen der Menschen mit unauslöschlichen Buchstaben geschrieben; diese Wahrheit bleibet in den menschlichen Herzen eben so lange als die gesunde Vernunft, und zuweilen überlebt sie dieselbige. Es giebt Unverständige, die zu eben der Zeit einen Gott glauben, in welcher sie an allen andern Sachen zweifeln, und zu welcher Zeit ihnen ihre kranke und verwirrte Einbildung alles gleichsam, so zu reden, der quere vorstellt. Warum bemühen wir uns denn, die Menschen von einer Wahrheit zu bereden und selbige nach einer gewissen Lehrordnung ihnen zu beweisen, an welcher sie nicht einmal zweifeln können? Worzu nützet es, durch eine zahlreiche Reihe von Vernunftschlüssen eine Wahrheit zu beweisen, die an sich selbst klar und deutlich, und die über alle menschliche Erklärung ist? Warum bemühen wir uns denn nicht auch, den Menschen zu beweisen und klar und deutlich darzuthun, daß eine Sonne ist, welche unsere Erdkugel erleuchtet und erwärmet? Folglich, derjenige Mensch, er mag gelehrt oder ungelehrt seyn, der bey einer allgemeinen und von Niemand in Zweifel gezogenen Wahrheit mehr als eine bloße Meldung unternimmt, der geräth in den Argwohn, daß er unnöthige Sachen unternehmen, oder zur

 Unzeit

Unzeit seine Gelehrsamkeit der Welt zeigen will.

Es ist wahr, daß wir Gott nicht sehen; aber wir empfinden Gott, und wir sind von seiner Existenz oder Daseyn schon ehe überzeuget, als wir meynen, daß wir selbst daran gedacht haben. Laßt uns die Unbesonnenheit solcher Menschen beweinen, die sich, um eine unnöthige Sache zu vollbringen, selbst verzehren; wir wollen uns vor den schönen Discursen solcher Weisen in Acht nehmen, die, indem sie uns von einer Wahrheit überzeugen wollen, die keiner Beweise braucht, uns in ein Labyrinth, in einen Irrgarten von Subtilitäten und dunkeln Ausdrückungen führen, und die, an statt uns in derjenigen unumstößlichen Wahrheit, die wir seit langer Zeit glauben, zu befestigen, uns der Gefahr, nicht mehr zu glauben, aussetzen.

Ich getraue mich zu behaupten, daß es niemals würde Atheisten gegeben haben, wenn man sich niemals hätte lassen in Sinn kommen, die Existenz Gottes zu beweisen; und wir würden nicht so viele unterschiedliche Secten in der Religion finden, wenn wir nicht so viele Erklärungsschriften über das, was die Religion lehret, hätten. Eine Sache, die an sich selbst deutlich ist, braucht keiner Erklärung; man

entzieht

entzieht nur selbiger dadurch die Ehrerbietung, je mehr man eine solche deutliche Sache vertheidigen will. Die Wahrheit vertheidiget sich selbst, und die einfältigste, aufrichtigste Wahrheit ist allemal die gründlichste und deutlichste Wahrheit.

Alle Religionen sind unter den Händen ihrer Lehrer aus der Art geschlagen, weil viele Lehrer sich mehr von einem eitlen Ruhme, als von der Wahrheit selbst einnehmen lassen, uns mit einer unerträglichen Klarheit, welche die menschliche Vernunft nicht ertragen kann, gleichsam die Augen blöde machen, und uns endlich in einen solchen traurigen Zustand bringen, daß wir nichts mehr sehen. Viele von Lehrern führen uns mit der Fackel des Evangelii in der Hand durch die dunkeln Wüsten der Unwissenheit, und indem sie uns alles faßlich und begreiflich machen wollen, machen sie uns entweder fanatisch, oder so, daß wir vieles nicht gläuben. Viele Lehrer sind solchen ungeschickten Okulisten gleich, die, indem sie unsere Augen noch heller als sie von Natur sind und werden können, machen wollen, uns endlich blind machen; sie benehmen uns unsere Erkänntniß und Licht, indem sie sich bemühen, uns scharfsinniger zu machen.

Wer würde sich jemals unterstanden haben, sich wider die Lehren der heiligen Schrift zu empören, wenn viele Lehrer zuerst nicht gesuchet hätten, daselbst Widersprüche und Paradoxen zu finden? Ist es denn wahr, daß dieses Buch an sich selbst undeutlich und unverständlich ist, oder braucht es einer Erklärung? Wollte denn Gott dem menschlichen Geschlechte ein Gesätz und seinen göttlichen Willen geben, dessen Sinn und Innhalt man mit saurer und schwerer Mühe erst fassen sollte? Sollte Gott die gefallenen Sünder so haben wollen selig machen, indem er allen denselben seinen Willen in dunkeln und zweydeutigen Ausdrückungen offenbaret? Sollte Gott aus einer freywilligen sonderbaren Liebe, die man einem vor andern bezeiget, etliche unter den Menschen erwählet und bevollmächtiget haben, daß sie den andern Menschen eine noch viel dunklere Erklärung, und wie es ihnen nach ihrer eigenen Einbildungskraft gefällt, geben sollen? Ist es möglich, daß man sich solche Ideen bilden kann? Man entdecket aber dem ohngeachtet überall, wo Menschen sind, dergleichen Gedanken, und besonders, wo Christen wohnen. Was noch abgeschmackter ist, ist dieses: daß man sich nicht begnüget, uns solche Sachen auszulegen und zu erklären, die allein wegen unserer Seligkeit nöthig zu wissen sind; nein, solche betrachtet man gemeiniglich nur oben hin, als Sachen, die bekannt genug, und bey welchen der menschliche

Verstand nicht eben viel Aufmerksamkeit nöthig habe: man läßt sich in viel erhabenere Sachen ein, welche die Grenzen einer so eingeschränkten Vernunft sehr weit übersteigen. Es ist ein Geheimniß, sagt man, dieses muß man nicht erklären wollen; man muß aufrichtig und einfältig dasjenige glauben, was der allmächtige Gott uns davon in der heiligen Schrift hat offenbaren wollen. Nun wohlan! ich glaube es; aber mit Dero Erlaubniß, meine Herren, warum unterstehen sie sich denn, mir dieses Geheimniß, von welchem sie selbst sagen, daß es unfaßlich und unbegreiflich ist, zu erklären? Der Mensch, in dem natürlichen Zustande, verstehet davon nichts, sagen sie; und dem ohngeachtet reden sie sehr lange Zeit mit solcher Gewißheit davon, sie lassen sich in die scharfsinnigste, umständlichste Abhandlung ein, und nachdem sie es erkläret haben, so sagen sie wieder: es ist ein Geheimniß! Man könnte von einem solchen Redner eben dieses sagen, was dort Cicero vom Epikurus sagte: Er übereilet sich im reden. Ruit in dicendo.

Man denke ja nicht, daß man nicht deutlich und zureichend genug von der Nothwendigkeit, den Menschen die Grundwahrheiten der christlichen Religion zu lehren, überzeugt sey. Gott behüte mich, dergleichen ungereimte Sachen auf die Bahn zu bringen! Dagegen wollte ich, daß man die Menschen noch mit mehrerer

Sorgfalt in den Grundwahrheiten der christlichen Lehre unterrichtete, als man bis itzt nicht gethan hat; aber die Unterweisung muß einfältig ohne verblümte Reden, ohne Gelehrsamkeit seyn. Man stelle uns oft die Schuldigkeiten oder die Pflichten eines Christen vor, die nichts anders als die Glückseligkeit aller Menschen überhaupt zum Endzweck haben; aber man hüte sich, daß man uns nicht durch eingemengte Spitzfindigkeiten Anlaß zum Mißtrauen gebe: denn Spitzfindigkeiten dienen weder zur Erbauung, sind auch zum Seelenheil und zur Seelen Seligkeit nicht nöthig. Kann man sich eine Sache vorstellen, welche der gesunden Vernunft und der Religion selbst mehr zuwider ist, als wenn man seine Zuhörer eine Zeitlang mit einem schönen Discurs, welcher dem größten Theile der Zuhörer und oftmals demjenigen selbst, so ihn hersaget, unverständlich ist, unterhält? An statt, daß man uns sagen, oder vielmehr, daß man uns dasjenige, so wir schon von unsern Pflichten wissen, wiederholen sollte: an statt, daß man uns zur Selbsterkänntniß bringen, und uns diejenigen Fehler, die fast stets unsern Augen und Einsicht entgehen, entdecken sollte; so bemühet man sich, uns in erhabenen Ausdrücken zu bereden, daß ein Staub fähig ist, die Geheimnisse der Gottheit einzusehen, und man redet mit solcher Gewißheit davon, als wenn mancher solcher Redner Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen hätte.

Doch

Doch dieses ist noch nicht alles: Fast ein jeder hält sich für unfehlbar in seinen Meynungen, fast ein jeder will mehr Antheil, als sein Nächster, an der Entdeckung dieses Geheimnisses haben: und man erröthet nicht, seine Irrthümer, und so gar seine Gedanken für Wahrheiten auszugeben; man wirft einen Haß auf diejenigen, die sich unterstehen, diesen Meynungen die gesunde Vernunft und die Grundwahrheiten der Religion selbst entgegen zu setzen; der Haß verwandelt sich in Verfolgung, und die Verfolger treiben die Thorheit fast immer so weit, daß sie sich so gar mit der Religion schützen wollen, um ihre Verbrechen und Vergehungen zu rechtfertigen, unter dem stolzen Vorwande, wie sich ein gewisser Gelehrter ausdrücket: daß sie allein nur die Wahrheit kennen; und ihr unverschämter grober Hochmuth geht so weit, daß sie die Menschen herrschsüchtiger Weise ihren Aussprüchen unterwerfen, und uns für wahre Grundsätze von Allem, ihre eigenen unverständlichen Systeme und Lehrsätze, die sie gebauet haben, geben wollen. An statt nun, daß sie wahre Christen bilden, so machen sie nur Heuchler oder Atheisten, die, weil sie nicht weise und verständig genug sind, sich selbst zu führen, und weil sie nicht wissen, woran sie sich halten sollen, so empören sich solche Menschen endlich wohl gar wider alle Grundsätze der Religion, und wohl gar wider ihren Schöpfer.

Alle solche Erklärungsschriften, und alle solche Auslegungen, die aus eben so viel Spitzfindigkeit und aus eben so viel Stolz geschrieben worden sind, haben zu weiter nichts gedienet, als fast einen undurchsehbaren Schleyer über die Befehle des Allerhöchsten zu ziehen, und den Kopf den Menschen wüste zu machen, die sonst mit Vermögen und Fähigkeit begabet waren, alles dasjenige, was Gott von ihnen verlangte, zu fassen.

Zwote

Zwote paradoxische Reflexion.

Alle menschliche Beschäfftigungen lassen sich gemeiniglich auf zwey Hauptabsichten einschränken. Unser gegenwärtiger oder unser zukünftiger Zustand bestimmet unsere Handlungen. Ich rede nicht von solchen Menschen, die die Hoheit ihres Wesens verkleinern, weil sie denken, daß ihr lebendiger Odem eben so sterblich als ihr Leib wäre, und die, um ihren Begierden nichts zu verweigern, lieber sich bereden wollen, daß nichts von ihnen das Entleben ihrer Person überleben wird. Mit Maschinen muß man nicht disputiren, denn diese Leute machen eine unvermerkte Ausnahme von der allgemeinen Regel.

Von der Erschaffung an bis auf unsere Zeit ist der Grundsatz von der Unsterblichkeit unsers lebendigen Odems, oder unserer Seele, die allerangenehmste und die allervernünftigste aller menschlichen Hoffnungen gewesen. Diesem Grundsatze zu Folge wird der Mensch tugendhafter, als er nicht seyn würde, wenn er sich das Gegentheil beredete. Es mögen uns auch die heutigen Philosophen von der menschlichen Weisheit sagen was sie wollen: wer würde aus

freyem

freyem Willen, nach dem Falle, das Wohl und die Tugend als ein Mittel wählen, sich seines zeitlichen Glücks zu versichern, und gleichsam Wohl und Tugend für die Quelle der Zufriedenheit seines Herzens halten? ob gleich die Herzenszufriedenheit allein der Hauptgegenstand unserer Glückseligkeit ist. Ich habe keine so gute Meynung vom menschlichen Herzen, und mich dünket, daß ich bemerket habe, daß ein solcher Mensch, der freye Wahl hat, gemeiniglich das Wohl nicht deßwegen wählet, weil es etwas Guts ist, sondern weil es sich zu seinem Eigennuꝛe schicket. Man zeige einem Menschen Etwas, das er verlanget: er wird so gleich die kürzesten Mittel anwenden, um seinen Endzweck zu erreichen, und zwar ohne erst eine lange Betrachtung anzustellen, ob die Mittel unbillig oder billig sind: ob er zu seinem Endzwecke durch Billigkeit oder durch Ungerechtigkeit gelanget; es ist einem solchen Menschen zureichend, wenn er nur seine Begierden befriediget, um das Uebrige läßt er sich unbekümmert. Dem ohngeachtet ist es wahr, daß man keinen solchen Menschen findet, so dumm er auch seyn mögte, der das Böse durchaus deßwegen wählte, weil es etwas Böses ist; nein, ein solcher Mensch betrachtet es allezeit aus einem solchen Gesichtspunkte, der seine Begierden schmeichelt: und weil eine jede Handlung, die zu unserer Glückseligkeit beyträgt, sie mag nun wirklich oder in der Einbildung bestehen, für

für eine nützliche und erlaubte Handlung angesehen wird, so denkt der Mensch, es sey ihm alles, was zu diesem allgemeinen Endzwecke beyträgt, erlaubt.

Dahero, zu Folge dieses Grundsatzes dürfte man sich keinen Zweifel machen, den Gehorsam seinen Vorgesetzten nicht zu leisten, damit man nur eine größere Freyheit genöße; man könnte seinen Nächsten des Lebens berauben, um sich seiner Güther zu bemächtigen; man könnte seinen Begierden alles erlauben. Ueberall, wo man nicht Widerstand fände: überall, wo man der Mächtigste wäre, könnte man Gewaltthätigkeiten ausüben, um sich eines vergänglichen Glücks nach seiner Einbildung zu versichern. Wenn man in der Zukunft nichts zu befürchten hat, so könnte man den wichtigen Grundsatz annehmen, daß alle große Erwerbungen und alle große erworbene Güther, sie mögen nun mit Recht oder mit Unrecht erworben seyn, billig sind; weil man nur an seiner eigenen Glückseligkeit arbeitet, welches das erste Naturgesätz ist.

Dieses da sind beyläufig die feinen Grundsätze solcher Menschen, die deßwegen keine Unsterblichkeit des Menschen nach Leib und Seele glauben, damit sie desto böser und ungesitteter leben können.

Man nenne mir eine Republik oder ein ganzes Volk, das überhaupt die Unsterblichkeit der Seele geleugnet, und bey welchem man zu gleicher Zeit ein festes und gerechtes Regiment, oder eine dauerhafte und billige Regierung gefunden habe, wo jeder Bürger daselbst seine Güther und Vermögen hätte in Ruhe besitzen können. Ueberall, und so gar unter den ungesittesten Völkern, die in den finstern Jahrhunderten kaum eine Idee von einer Gottheit zu haben schienen, und die fast ganz und gar ohne Regiment in dem natürlichen Zustande lebeten, entdeckt man doch dieses: daß der Grundsatz von Belohnungen und Bestrafungen, mit dem zukünftigen Leben verbunden, die einzige bewegende Ursache gewesen ist, daß einer gegen den andern mehr Bescheidenheit und Gerechtigkeit gebrauchet hat, welches man ohne diesen Bewegungsgrund nicht würde gethan haben. Es wäre mir nicht schwer, dasjenige, was ich itzt gesagt habe, mit vielen Exempeln aus der Geschichte zu beweisen; dieweil aber dieses nicht mein Hauptzweck ist, so begnüge ich mich, es noch einmal zu wiederhölen, daß der Mensch nicht so tugendhaft seyn würde, wenn er die Unsterblichkeit seines menschlichen Geistes nicht glaubte. Die Unsterblichkeit der Seele ist ein Zaum vor die Bösen, und ein Trost vor die Tugendhaften; kurz, es ist eine durch die Vernunft geprüfte Wahrheit, welche von allen Völkern erkannt und von dem Stifter unserer

serer heiligen christlichen Religion gültig gemacht worden ist.

Die Stände des menschlichen Lebens sind eben so verschieden als unsere Art zu denken. Diese große Verschiedenheit der Stände, die beständig unter den Menschen geherrscht hat: die sie auf der einen Seite theilet und auf der andern Seite bindet: die da macht, daß ein jeder Mensch von dem Seinigen zu der Erhaltung des Ganzen beyträgt, und die sie wider ihren Willen nöthiget, einander in ihren Nöthen beyzustehen, ist die einzige Stütze der menschlichen Gesellschaft. Eine völlige Gleichheit der Stände ist eben so unmöglich als abgeschmackt. Das ist nur der natürliche Zustand der Thiere, der sich aber für die Menschen nicht schicket; der Naturtrieb ist der Theil der Thiere, und die gesunde Vernunft ist der Vorzug der Menschen. Eben diese gesunde Vernunft ist es, die uns das Gesellschaftliche lehret, damit wir uns dadurch unser Leben viel bequemer, und dem Range, so wir unter den Geschöpfen haben, viel gemäßer halten. Die Nothdurft macht diese Verbindung noch viel genauer, und unsere besondern Bedürfnisse machen uns einer dem andern unterwürfig. Der Schwache ist des Schutzes des Mächtigen benöthiget, damit er vor der unrechtmäßigen Anmaßung und vor der Unbescheidenheit böser Menschen sicher ist; und eben deßwegen siehet er sich verbunden, die Früchte seiner

Arbeit und seines Verstandes mit seinem Beschützer zu theilen. Daher entsteht der Ursprung der Regenten.

Wann man nur etwas bey den verschiedenen Ständen der Menschen mit seinen Gedanken nachsinnen will, so wird man sehr leicht bemerken und finden, daß ihre Ableitung und Ursprung fast eben auf diese nämliche Art entsteht. Wir sind stets einer des andern Hülfe benöthiget, weil wir nicht alles im Besitz haben können, und weil wir nicht alle einerley Kräfte, so wohl des Verstandes als des Leibes haben. Das ist dieser Unterschied der uns verbindet, der manche Menschen erhöhet, und ihnen gewisse Vorzüge vor den andern Menschen giebt. Der Mensch mag es machen wie er will, er ist sich selbst nicht zureichend und kann anderer Menschen Beystand nicht entbehren. Die Gesellschaft ist, wenn es mir vergönnt zu sagen, fast wie der menschliche Leib: da ein jedes Glied zur Erhaltung des ganzen Leibes beyträgt; ein Glied kann nicht alle Verrichtungen der übrigen Glieder thun.

Nach dem Maaß, das die Anzahl der Personen, die sich mit einerley Sache beschäfftigen, vermehret, bemerket man: daß das Beschwerliche ihrer Arbeit sich vermindert. Man siehet sich dadurch genöthiget, seine natürliche Geschicklichkeit anzuwenden, andere Mittel, um sich

sich nothwendig zu machen, zu erfinden. Man arbeitet nicht mehr nur der gegenwärtigen Nothdurft wegen: man erfindet neue Bedürfnisse. Daher sind die Künstler entstanden.

Dieses alles aber betrifft nur unsern gegenwärtigen Zustand. Der Gedanke, daß ich nicht der einzige Mensch in der Welt bin, ist mit diesem Gedanken unzertrennlich verbunden, daß ich nicht der Erste bin, und nicht der Letzte seyn werde. Ich habe meines Gleichen gesehen, die nicht mehr thun, ob sie gleich aus eben der Materie gebildet waren.

Mein Vater, sehr viele von meinen Freunden, und eine unzählbare Menge anderer Leute sind gestorben; man hat ihre Leiber in die Erde verscharret; ich gehe zuweilen an ihre Grabesstätte, und ich finde daselbst nichts als geringen Staub. Was ist denn aus ihnen geworden? wo sind sie hingekommen? Bin ich denn weiter nichts als eine Materie, die nach einer gewissen Art gebildet und wie die Materie der Insekten belebt ist? Aber ich empfinde, daß etwas in mir ist, das nicht mein Leib ist; ich begreife, daß es nicht die Materie ist, daraus meine Glieder gebildet worden sind, welche denkt. Die Beurtheilungskraft, das Gedächtniß, die Kraft tausend Dinge, die ich nicht sehe, oder die ich nicht empfinde, mir vorzustellen, selbige mit einander zu vergleichen, über dieselbigen nach-

denken können, und besonders das Gewissen, dieser innerliche Richter, der mir stets meine Vergehungen vorwirft, und der mir, wann ich Gutes thue, die fürtreflichste Zufriedenheit und Ruhe des Gemüths empfinden läßt; dieses alles kann man der Materie nicht zuschreiben, welche nur den lebendigen Odem, oder den menschlichen Lebensgeist umgiebt, der sich selbst empfindet und fühlt, und den man Seele nennt; denn sonst macht Leib und lebendiger Odem eine lebendige Seele, oder eine lebendige Person aus. Es kann demnach nicht seyn, daß dieser lebendige Odem mit dem Leibe untergehe, weil er nicht Materie ist. Aber was wird aus dem lebendigen Odem, oder aus der Seele werden? Ach! ich kann davon nichts sagen. Sehet, so redet der Mensch in seinem natürlichen Zustande; sehet hier auch die bestimmten Grenzen seiner Vernunft: weiter kann dieselbe davon nichts sagen.

Wenn aber der Mensch ferner mit seiner gesunden Vernunft nachdenken will, so braucht er eben nicht sehr seine Verstandskräfte anzustrengen: sondern er kann mit leichter Mühe einsehen, daß ihn kein blindes Ohngefähr in die Welt gesetzt hat. Alles, was er um sich sieht, verkündiget ihm das Daseyn eines Gottes. Er empfindet bey sich, daß er unter einem Allerhöchsten Wesen steht; aber der Mensch ist nicht fähig, nicht vermögend, das Mittel zu finden,

mit

mit welchem er sich eine Gedanke von der Natur Gottes bilden kann. Alles, was er davon begreifen und fassen kann, ist dieses: daß dieses allerhöchste Wesen eine unumschränkte Einheit, daß er demselben alle Ehrfurcht und alle Hochachtung schuldig ist. Das ist der Innbegriff der natürlichen Religion.

Um eine Schuldigkeit abzutragen, davon der Mensch die ganze Schuldigkeit bey sich fand, sann er auf Mittel, dem höchsten Wesen seine schuldige Ehrerbiethung durch einen gewissen äußerlichen Gottesdienst zu bezeigen. Weil sich aber der Mensch keine Ideen von einem unsichtbaren höchsten Wesen bilden kann: so fieng er an, sich Selbiges unter unterschiedlichen Vorstellungen und Figuren vorzustellen. Die verständigsten Menschen baueten dem unbekannten Gott Altäre auf: man legte gewisse Grundsätze, man führte gewisse Cäremonien ein, man bestimmte diesen Gottesdienst auf gewisse gesetzte Tage; und dieses alles ward unter dem Namen Religion begriffen. Etliche Menschen nahmen die Mühe über sich, die Unwissenden in der Religion zu unterweisen und die priesterlichen Verrichtungen bey den Opfern und in den Tempeln zu verwalten; und daher sind die Priester überhaupt entstanden.

Weil aber Gott wollte, daß die Menschen in denjenigen Sachen, welche die Grenzen ihres

res Verstandes übersiegen, besser unterrichtet würden, hat er den Menschen seinen Willen auf mancherley Arten zu erkennen gegeben. Anfänglich redete Gott selbst mit den Menschen, bald darnach gab er denselben seine Gesätze, welche ihnen als eine Regel bey ihren Handlungen dienen sollten, und Gott befahl, daß man ihm öffentlichen Gettesdienst leisten sollte. Er unterscheidete gewisse Personen, die er zur Ausübung gewisser Cäremonien wählte, und damit erhielt er in dem Gedächtnisse des unbeständigen jüdischen Volks die Gebote des Ewigen. Daher ist der Ursprung der Priester insbesondere entstanden.

Folglich theilet sich natürlicher Weise das ganze menschliche Geschlecht in zwey Haupttheile ein, davon der eine Theil für die Nothwendigkeiten und Bedürfnisse des gegenwärtigen Lebens, für die Sinnen und Leibesvergnügungen arbeitet; der andere Theil aber für der Seelen Glückseligkeit, die sie dort in dem ewigen Leben genießen soll. Wir wollen in der folgenden Betrachtung erstlich etwas von den erstern sagen, ehe wir von den letztern in der letzten Betrachtung reden.

Dritte paradoxische Reflexion.

Alle Künste und alle Wissenschaften sind nicht schätzbar, als in wie ferne selbige zu dem allgemeinen Nutzen und Besten das Ihrige beytragen. In der Gesellschaft, in welcher sich die Menschen zu leben bestimmt sehen, muß ein jeder Mensch nach seinen Kräften und Talenten dazu etwas beytragen, das die menschliche Gesellschaft bequem und angehm mache. Dieses ist eine Abgabe, welche wir uns selbst und unsers Gleichen abzutragen schuldig sind. So viel als wir uns tausend Bedürfnissen ausgesetzt sehen, welchen wir ohne Beyhülfe unserer Mitbrüder nicht Genüge leisten können, so viel begreifen wir leichter, daß wir unsere Mitbürger in dieser Welt nicht entbehren können, ohne großen Mangel an vielen Sachen zu haben, die uns eben so wohl nöthig zur Lebenserhaltung, als zur Bequemlichkeit und Glückseligkeit desselben unemtbehrlich sind.

Man wende ja nicht ein, daß diese Vergnügungen eben nicht nothwendig wären, und daß ein jeder Mensch sich selbst zureichend ist, um dasjenige, was er zur Lebensnothdurft

braucht, selbst zu verschaffen. Dieses sind fremde Meynungen solcher Menschen, welche die Weltweisheit an Bettelstab bringen wollen, und welche die größte Glückseligkeit in dem Elende suchen. Lasset die gallsüchtigen Gemüther, diese melancholischen Köpfe, mit jenem Diogenes in seiner Tonne stecken bleiben; sie mögen immer mit ihren Lumpen, damit sie bekleidet sind, pralen: sie werden ohnedem nicht viel Nachfolger finden. Ihre ganze Zufriedenheit wird sich darinne begrenzen müssen, daß der Neid sie in einer elenden Lebensart vergessen wird. Was mich anlangt, ich schäme mich nicht zu sagen, daß ich ein bequemes und angenehmes Leben wünsche; und ich meyne so gar, daß sich nichts besser zu der hohen Gedanke, die ich von meinem Schöpfer habe, als dieser Gedanke schicket: daß er will, daß der Mensch seines Lebens gebrauche. Ein jeder Mensch, der einen gesunden Verstand hat, soll sich vor allen diesen Unglücklichen hüten, die sich unterstehen, uns dieses unendliche, höchste, gütige Wesen unter einer so fürchterlichen und sich zu seinen Vollkommenheiten gar nicht schickenden Gestalt vorzustellen; die, an statt daß sie aus seiner göttlichen Hand die Wohlthaten, die er uns anzubieten würdiget, mit dem allerdemüthigsten Danke annehmen sollten, eben diese Menschen fliehen vor seinem Antlitz und hüllen sich in eine dunkle Melancholey ein, welche sie nicht nur entehret, sondern sie auch des Vortheils,

theils, daß sie zu vernünftigen Menschen geschaffen worden sind, unwerth machet.

Ich will aber damit nicht die Maximen und Meynungen eines Epikurs billigen: ich will nicht, daß die Menschen nach allerhand viehischen Begierden leben sollen. Nein, dieses wäre noch eine viel schlimmere und viel schimpflichere Ausschweifung und Unmäßigkeit für den Menschen, der sich um desto mehr verächtlicher macht, je mehr er wider die Macht der gesunden Vernunft streitet, und seinen Rang dadurch weit unter den Rang der unvernünftigen Thiere herunter setzt. Lasset uns dieses Lebens brauchen, so sagt uns der Weiseste unter den weltlichen Regenten; lasset uns allerhand Vergnügungen und Bequemlichkeiten verschaffen; lasset uns unsere Lebenslaufbahn, die kurz und ungewiß ist, mit Blumen, so es möglich ist, bestreuen; nur lasset allezeit die gesunde Vernunft alle unsere Handlungen begleiten, und lasset uns nichts thun, welches zu seinem Gefolge Gewissensbisse oder Reue hat.

Wann wir diesem Ausspruche folgen, so werden wir bald merken, wie unzureichend wir uns selbst sind, und daß man allein die Mittel, welche uns alle Bequemlichkeiten verschaffen, die wir zu einem glücklichen und angenehmen Leben brauchen, in dem gesellschaftlichen Leben suchen muß.

Unsere Glückseligkeit, sagt man, ist entweder vollkommen oder unvollkommen, nach dem Maaß, daß unsere Bedürfnisse groß oder klein sind. Dieses billige ich nicht ganz. Ich wollte mich lieber bereden, daß man mehr oder weniger glücklich ist, nach dem daß die Mittel, unsere Begierden zu vergnügen, schwerer oder leichter zu finden sind. Mancher Mensch, der wenig wünschet, und hat kein Mittel nicht seine Absichten zu erfüllen, ist eben so unglücklich als ein anderer Mensch, dem man eine neue Welt entdecken müßte, um ihn nur zu vergnügen. Und das meiste der Zeit bey allen dem, was wir uns zu unserer Glückseligkeit wünschen, arbeitet unsere Einbildung allein mehr, als wir es denken. Daher entsteht der Unterschied in der Art, die Sachen zu beurtheilen. Es ist sehr natürlich, daß wir davon auf verschiedene Weise urtheilen, wenn uns unsere Einbildung solche Sachen aus verschiedenen Gesichtspunkten vorstellt. Dieses ist eben die Ursache, warum ein Bauer kein General seyn will, da doch dieser sich sehr schlecht und mißvergnügt beym Pflugschaar befinden würde, ob gleich beyderseits, ein jeder nach seiner Art, sehr vergnügt seyn können.

Alle Grundsätze zur Glückseligkeit, welche uns die Philosophie an die Hand giebt, und welche seit so vielen Jahrhunderten auf so verschiedene Arten abgehandelt worden sind: alle diese Grundsätze sind fürtreflich, und es fehlet densel-

denselben weiter nichts als die Möglichkeit, selbige auszuführen. Man redet stets von der Einschränkung unsers Vermögens, als wenn dieses eins der sichersten Mittel wäre, um zur wahren Glückseligkeit eines Weisen zu gelangen. Aber wie soll man das anfangen? Es giebt gewisse Bedürfnisse, die mit gewissen Lebensständen verknüpft sind, die wir nicht entbehren und fahren lassen können, wenn wir nicht das ganze gesellschaftliche System umstürzen wollen. Das Herkommen, der Rang, die Ehrenstellen, und sehr viele andere nothwendige Folgen des gesellschaftlichen Lebens, sind mit einer unzähligen Menge von Bedürfnissen begleitet, welche, so lächerlich und so unnöthig sie zum wahren Glück des Menschen scheinen, dennoch manchmal denselben so viele Unruhe machen, weil die menschliche Thorheit denselben Bedürfnissen einen gültigen Werth beygeleget und dieselben unentbehrlich gemacht hat. Der Weise kennet davon alles Eitle und lächelt dabey in seinem Herzen; dem ohngeachtet ist er genöthiget, sich damit ernsthaftig zu beschäfftigen, weil sehr viele Dinge zur Eitelkeit der Welt gehören, wenn er nicht für thörigt gehalten seyn will. Entweder, er muß wie die andern leben, oder er muß in die Einöden fliehen. Ich behaupte nicht, daß die Einrichtung des Ganzen unter den Menschen nicht auf eine andere Art hätte können eingerichtet werden. Aber es sey auch in welcher Gesellschaft es nur wolle, so werden uns stets

gewisse

gewisse Nothwendigkeiten übrig bleiben, deren wir nicht werden können überhoben seyn. Diese Bedürfnisse sind verschieden, nach dem daß die Grundsätze, auf welche die verschiedenen Gesellschaften sich gründen, unter sich selbst unterschieden sind. Zu Salomonis Zeiten hatte die Welt eine ganz andere Lebensart: und mich dünkt, daß dieser Monarch zu unsern Zeiten nicht so bequem würde haben leben können, wenn er nach unserer Manier hätte leben sollen; wir aber hingegen würden mit seinem Jahrhundert nicht vergnügter seyn, wenn es möglich wäre, uns in dasselbige zu versetzen, ob wir gleich viele schöne Weiber um uns sehen würden. Man hat in den damaligen Zeiten eben solche Bedürfnisse, wie itzt bey uns, nöthig gehabt. Der ganze Unterschied davon ist dieser: daß dasjenige, so sich vor sie damals schickte, vor uns nicht schickt: und daß hingegen dasjenige, was uns anständig ist, ihnen nicht Zeit-gemäß gewesen seyn würde.

Unsere Bedürfnisse, oder vielmehr ihre Anzahl, entstehen demnach von der Zeit, von dem Orte und von dem Stande, in welchen uns Gott hat lassen geboren werden. Der Tartar bauet sein tragbares Haus unter dem Schnee in Siberien auf, und ist damit vergnügt; er bekümmert sich ganz und gar nicht um prächtige Tapeten und um gepolsterte Stühle, damit er seine Wohnung auszieren könnte. Die Hand-

werks-

werksleute und Künstler beschweren ihn mit keinen Auszügen für ihre gethanen Arbeiten; er ist sich selbst in seiner ganzen Haushaltung zureichend, und braucht niemand mehr zu seiner Bedienung als sich selbst. Der Tartar kennet keine falschen Schimmer der Ehre und der Würden, er bekümmert sich auch nicht um seinen Titel, noch um seinen Rang. Es ist ihm gleichgültig, ob er von einem kühnen Waghals und gewissenlosen Räuber, oder von schlechten Leuten auferzogen worden ist; wenn er nur in der Welt lebt und einmal zur Welt geboren ist: dieses ist ihm zureichend. Alle seine Bedürfnisse sind diese: daß er in die Wüste geht und ein Wild erlegt; oder wenn er noch Gesellschafter bey sich hat und mit ihnen gesellschaftlich lebet, so wünschen sich alle diese ungesitteten Leute zusammen die Ankunft einer großen Reisegesellschaft, so man in den Morgenländern Caravanen heißt, damit sie dieselbige plündern und sich mit den Güthern, so sie ihnen rauben, bereichern können. So gering und wenig aber auch die Bedürfnisse eines ruchlosen und wilden Tartars sind, so ist er doch vieler Dinge benöthiget und braucht dieselben nothwendig; er ist manchmal eben darum so sehr bekümmert als ein Vornehmer, der den Ruhm und die Ehre seiner vornehmen Vorfahren gleichsam verewigen will, und hat doch weder Tugenden noch Vermögen darzu. Was mich anlangt, so will ich doch lieber in einem Lande wohnen und in

einer solchen Zeit leben, wo man viele Bedürfnisse brauchet, als in einer solchen, wo man sehr wenig Bedürfnisse nöthig hat; denn die Menge derselben ist allemal ein Zeichen des Ueberflusses, des Reichthums und des glücklichen natürlichen Verstandes der dasigen Einwohner.

Doch wieder zu meinem Vorsatz zu kommen, so stelle ich mir die menschliche Gesellschaft wie einen Leib vor, zu dessen Erhaltung ein jedes Glied etwas beytragen soll; je mehr wir nun Bedürfnisse brauchen, desto mehr und genauer sind wir an einander gleichsam verbunden, weil alsdenn einer ohne des andern Beyhülfe durchaus und schlechterdings fast nicht bestehen kann. Daraus kann man den Schluß machen: daß alle diejenigen Menschen, die zum allgemeinen Besten der Menschen nichts, gar nichts beytragen, unnütze Glieder sind, und nicht werth, ernähret zu werden verdieneten. Jener gelehrte Franzose, der Herr Rousseau, geht zu weit, weil er behauptet, daß ein jeder Mensch, der so viel Einkünfte hat, daß er nicht mehr zu arbeiten braucht, nicht mehr in der menschlichen Gesellschaft sollte geduldet werden. Dieser Ausspruch scheint so allgemein zu seyn; es kann aber seyn, daß Herr Rousseau sicher und zuverläßig nur so harte wider solche Leute urtheilet, die keine Meriten haben, und die dicke und fette Schmeerbäuche auf ihres Nächsten Unkosten werden, ob sie gleich selbst dem

Publiko

Publiko niemals den geringsten Dienst geleistet haben. Man muß davon diejenigen Leute ausnehmen, die durch lange und wichtige Dienste, durch welche sie sich hervor gethan, und durch welche sie das Recht ernähret zu werden, erlanget haben, ihnen die noch übrige Lebenszeit ihren Unterhalt, auf Kosten dererjenigen, welche die Früchte ihres Fleißes und ihrer Mühe einerndten, darreichen und verschaffen. Es giebt ferner noch andere Männer, die durch nützliche Entdeckungen, so von wichtigen Folgen für das Vaterland gewesen sind, dem Publiko gedienet haben; und eben diese sind werth, daß ihr Vaterland sie gleichmäßig auf Lebenszeit dafür belohnet, damit sie nicht Noth leiden müssen.

Es giebt über dieß nur zwo Mittel, durch die man in der Gesellschaft, in welcher man an einem Orte lebet, bestehen kann. Erstlich: wenn man zum gemeinen Besten arbeitet, damit man dafür diejenigen Bequemlichkeiten habe, welche man sich selbst allein nicht verschaffen könnte. Zwotens: wenn man Geld und Vermögen genug hat, daß man diejenigen Leute, so für uns arbeiten, für ihre Mühe und Arbeit bezahlen kann.

Weil Gold und Silber diejenigen Metalle sind, denen wir den Werth aller menschlichen Sachen beylegen, so können wir für Gold

und Silber alle menschliche zeitliche Bedürfnisse haben. Geld, welches zum gemeinen Besten wohl angewendet wird und welches sich in den Händen eines tugendhaften Mannes befindet, bringt oft wichtige Vortheile zuwege; an statt daß Geld in den Händen eines Lasterhaften, oder eines Geizigen, einen solchen Besitzer noch unnützer und verächtlicher, als er schon ist, in den Augen vernünftiger Menschen macht. Ein weiser Mann will kein solches Gold und Silber im Kasten haben, das nicht zum gemeinen Besten angewendet wird, und an welchem nicht ein jedes Glied der menschlichen Gesellschaft, nach gewisser Art, seinen Antheil nimmt. Ein Geiziger hingegen will alles im Kasten haben, ohne daß er es selbst genießt; ein solcher geiziger Mensch ist ein Räuber, und der weise Mensch hingegen ist ein Wohlthäter des menschlischen Geschlechts. Der Weise erfüllt seine Pflichten mit Nichts-thun: der Geizige arbeitet stets, um andern Menschen zu schaden. Und das, was noch widersprechender scheint, ist dieses: daß der Geizige deßwegen noch oft in der Welt belohnt wird. Die Ursache davon ist nicht schwer zu entdecken. Man vermengt Geld und Vermögen mit dem Werthe eines Menschen: folglich bleibt diese Sache stets schwer zu unterscheiden, zumal da sich die Menschen sehr leicht durch den falschen Schimmer Goldes und Silbers die Augen blenden lassen.

Das

Das beste und anständigste Mittel für einen Biedermann und Patrioten, sich alle Bequemlichkeit nach seinen Ideen zu verschaffen, ist dieses: wenn ein solcher Mann seinen Verstand, Hände und Vermögen zum allgemeinen Nutzen leihet. Wie süße schmeckt solches Brod, welches der Schweiß unsers Angesichts befeuchtet hat! Wie sehr schön steht uns ein solches Kleid, das wir durch unsere Arbeit verdienet haben! lasset die faulen Verschwender das Geld und die Güther ihrer Aeltern verschwenden und verprassen: lasset sie ihre Tische mit niedlichen und theuern Speisen besetzen: lasset sie ihren Sarg mit ihren Zähnen bauen und sie vor Zärtlichkeit und Wohllüste mitten im Ueberflusse in den Staub sinken; ich beneide ihr Glück nicht. Meine Mahlzeit soll mäßig und nothdürftig seyn; aber ich will dabey mit Appetit die Früchte meiner Arbeit essen: ob gleich mein Kleid nicht mit Gold und Silber verbremet und verzieret ist, so habe ich doch wenigstens die Freude, daß ich mir es selbst verdienet.

Diese zween Stücke, sein Brod zu verdienen und dem allgemeinen Nutzen des Nächsten nützlich seyn, demselben Vortheil zuwege bringen, sollen niemals von einander getrennet werden. Ob gleich der mehreste Theil der Künstler und Handwerksleute nur deßwegen arbeiten,

daß sie Geld verdienen, und daß dieses bey ihrer Arbeit ihre vornehmste Absicht ist, so tragen sie dennoch wider ihren Willen vieles zum Nutzen des Nächsten bey. Doch ist es wahr, daß es sehr viele Künste und Wissenschaften giebt, die sehr unnützlich sind, weil sie den Bedürfnissen der Menschen nicht zu statten kommen. Dahin kann man alle diejenigen zählen, die keinen andern Endzweck als diesen haben, nämlich: daß dieselben unsern Pracht und Stolz vermehren, oder uns nur zum Zeitvertreibe dienen und unsere Einbildung beunruhigen. Man könnte ferner diejenigen dazu rechnen, die man spekulativische Wissenschaften nennet, darunter viele Moden zu zählen sind; und solche Wissenschaften, die bloß zur Spekulation dienen, haben noch dieses Schlimme bey sich, daß sie gemeiniglich zur Thorheit führen. Ich verzeihe es gern Leuten von schlechten Herkommen, die keine Talente, kein Pfund zu wuchern haben, wenn sich solche Menschen Zeitlebens daraus einen Zeitvertreib machen, daß sie die Locken ihrer Parucken auf hunderterley Art verändern, und bald so, bald wieder anders kräuseln lassen; ich nehme es ihnen nicht übel, wenn sie neue Muster in ihre Stoffe und Zeuge erfinden; wenn sie über die Form einer Tabacksdose oder eines Tabackspfeifenkopfs klügeln; wenn sie sich bald Berge von gepuderten Haaren auf ihren Köpfen, bald sehr große, bald sehr kleine Hüte, Haarbeutel und

Müffe machen lassen; wenn sie bald das Paraplupe an statt einer Zierrath, bald anstatt einer Nothdurft mit sich auf den Straßen, oftmals bey ziemlich hellen Himmel, herum tragen; wenn sie bey kalten Wetter den Hut unter dem Arme tragen, und lieber den Kopf als die Hände erfrieren, weil sie diese mehr als jenen brauchen. Ich tadele eben die veränderlichen Frauenzimmer nicht, wenn sie sich bald mit ganzem Gesichte in ihre Kopfzeuger verkriechen, bald hingegen mit fast ganz bloßem Kopfe sich sehen lassen: oder wenn ihnen der Lappen an der Saloppe, in welchen man etliche Pfund Mandeln zum Naschen ihnen allezeit verstecken könnte, statt einer Verzierung ihrer Schönheit dienen soll. Ueber alles dieses, so bey mir Tändeleyen und Kleinigkeiten sind, und mir die Schwäche der menschlichen Einsicht und des Geschmacks nur noch deutlicher machen, halte ich mich eben nicht auf; aber darüber wundere ich mich sehr, wenn verständige und gelehrte Köpfe, die es doch wenigstens seyn wollen und es sich doch einbilden, wenn solche Menschen ihre ganze Lebenszeit mit lauter unnöthigen, unnützlichen und unbrauchbaren Spekulationen gleichsam durchbringen, und so zu sagen, verlieren; wenn solche eingebildete Klüglinge ihre Lust an Kleinigkeiten haben, welche der Aufmerksamkeit eines vernünftigen Menschen nicht werth sind. Was für einen Nutzen haben wir zum Exempel davon, wenn

wir wissen wollen, ob die Kleider der alten Römer aus Leinwand, aus Wolle, oder aus Seide verfertiget waren? Und welchen Nutzen ziehet das Publikum oder die menschliche Gesellschaft daraus, wenn man richtig ausgerechnet hat, wie viel Salomon Weiber gehabt? Sind wir geschickter, reicher und besser gekleidet, wenn wir wissen, ob die arabische oder die ätiopische Sprache die älteste von diesen beyden Sprachen ist? Die ganze spekulativische Wissenschaft eines Grammatikschreibers, (und vielleicht auch eines Metaphisici) sollte diese wohl einen einzigen richtigen und beständigen Nutzen einer Republik verschaffen können? Sollte diese ihre spekulativische Wissenschaft wohl dazu etwas beytragen, den Ruhm eines Volks ansehnlich, oder einen Menschen glücklich zu machen? Nichts ist unbewiesener, und nichts ist unanständiger, als wenn man seine Talente zu dergleichen unnöthigen Sachen anwendet. Solche Herren, die sich stets damit beschäfftigen, barbarische Ausdrücke aufzusuchen, die in Sprachen vorkommen, oder die Zusätze und Folgen aus ihren unverständlichen Sätzen ziehen, sind Menschen, die sich den Kopf mit nichtsbedeutenden Sachen und mit Kleinigkeiten zerbrechen. Solche Menschen thäten besser, wenn sie den Acker baueten, als lauter Hirngespinnste in Sprachen zu machen.

Ein Gerüstkünstler, der ein Mittel erfunden hat, mit einer kleinen Maschine oder Kunstwerke dasjenige zu verrichten, was man bishero mit einer großen Maschine kaum oder gar nicht hat verrichten können: ein solcher Mensch hat dem Publiko einen viel gültigern und wahren Vortheil verschaffet, als derjenige Gerüstkünstler, der funfzig Jahre studieret und die schönsten Maschinen aufs Papier entworfen hat, die aber bey alle dem unbrauchbar, wenn sie sollen gebrauchet werden. Derjenige Sprachkünstler, der uns unsere Muttersprache lernet, und solche Sprachen, in welchen wir mit andern Völkern reden und handeln können, ist viel mehrerer und größerer Dankbarkeit werth, als derjenige Gelehrte, der mit vieler Mühe die wahren Bedeutungen eines lateinischen Ausdrucks gefunden hat.

Ein Feldherr, der durch seine Tapferkeit und Heldenmuth das Vaterland von der Unterdrückung seiner Feinde befreyet, hat dem Vaterlande wichtigere Dienste geleistet, als derjenige Mensch, der in seiner Stube heimliche Anschläge macht, um selbiges in verdrüßliche Händel zu verwickeln: und welcher, indem er auf Mittel sinnet, wie er die Grenzen seines Ehrgeizes erweitern will, das Urtheil seiner Mitbürger zu gleicher Zeit unterschreibt. Ein Geschichtschreiber,

der, der seine Nachtwachen dazu widmet, wie er das Gedächtniß der Helden unserer Zeit gleichsam verewigen will, ist lobenswerther als derjenige Geschichtschreiber, welcher die Verfasser der alten Geschichte und des Alterthums abschreibet, und der uns die Ohren mit der Tapferkeit der alten Griechen betäubet. Ein solcher Künstler, dessen Geschicklichkeit alten Leuten die Augen verjünget, daß sie die Gegenstände, ohngeachtet ihres Alters, vermöge seiner geschickten Gesichtsgläser noch deutlich sehen können, ist ehe werth, daß ihn das Publikum auf seine Kosten ernährt, als einen solchen Künstler, der sich mit seinem nektoptischen Rohr an einem großen Perspektive rühmt, welches doch zu weiter nichts nützet, als unsere Neugierde zu vergnügen und die Augen zu verderben. Ein Arzt, der ein Arzeneymittel erfinden könnte, welches die schädliche Viehseuche heilte, verdiente mehr Lob, als derjenige Arzt, der den ersten Versuch mit der Pockeneinpfropfung wagte. Ein Thomasius, ein Pertsch und ein Coccejus haben sich durch die Einführung des Rechts der Vernunft und durch die Abschaffung so vieles Aberglaubens und so vieler Ungerechtigkeiten berühmter gemacht, als wenn diese gelehrten Männer hundert Commentarios oder Erklärungsschriften über das Recht der Römer geschrieben hätten. Ein Priester, der das Herz seiner Zuhörer untersuchet und erkennen lernet, und der durch sein Exempel so wohl als

durch die göttlichen Vorschriften, die er auf der Kanzel prediget, Menschen und Christen zu machen weis, ist ungemein mehr ehrwürdiger, als diejenigen, die lauter Predigten schreiben und lauter Ketzer machen. Ich habe alle mögliche Hochachtung für die Lehrer der christlichen Religion, die die Kriege des Herrn aller Herren wider die Ungläubigen und wider die Feinde der göttlichen Wahrheiten führen; aber ich frage: ob ich so viel Hochachtung für solche Lehrer haben kann, die, an statt daß sie sich bemüheten, die Laster und den Fanatismum zu Boden zu stürzen, sich bey Abrahams Bart aufhalten?

Vierte paradoxische Reflexion.

Der Teufel ist der erste falsche Ausleger der göttlichen Gesätze gewesen: und weil der Teufel der boshaftigste Ausleger ist, so hat auch seine falsche Auslegung desto schädlichere und den Untergang nach sich ziehende Folgen verursachet. Die ersten Menschen, Adam und Eva, waren von der Hand des Schöpfers unschuldig und tugendhaft gebauet: sie waren würdige Besitzer der Güther, welche die Natur vor ihren Augen auslegte und sehen ließ. Es sahe Gott alle seine geschaffenen Werke an, alles, was seine unendliche Weisheit geschaffen hatte, darunter der Mensch das vornehmste Geschöpf war und den vornehmsten Rang hielt, ob er gleich zum letzten geschaffen wurde. Alles war sehr gut geschaffen; dieses prächtige Zeugniß gab Gott selbst von der Erschaffung aller Dinge. Dieses war die glückliche Zeit, in welcher der Mensch noch im Stande der Unschuld lebte: und weil er nichts sündliches an sich hatte, so durfte er seine Augen vor dem Anblick des Unendlichen nicht niederschlagen. Kein trauriger Gedanke machte die Röthe seines Gesichts bleich. Adam trug an seiner Stirn

gleichsam die Unschuld und Heiterkeit; Adam wußte nicht, was Sünde war: folglich wußte er auch nicht, was Angst und Betrübniß über die Sünde, so sie begleiten, war; der Gewissensfriede und die Gewissensruhe seines unverletzten Gewissens leuchtete aus seinen Augen.

Itzt sage mir, sterblicher Sünder, unglückliches Kind eines ehedem so glücklichen Vaters, weiser Unwissender! oder wie willst du sonst, daß ich dich nennen soll? du, der du dich deiner Gelehrsamkeit rühmest, weil du den Augen der Menschen die deutlichen und einfältigen Gesätze des Allerhöchsten in großen Bänden auslegest und erklärest, sage mir, wie hieß damals die Religion des Adams? Adam war von der lebhaftesten Dankbarkeit und von der aufrichtigsten Liebe gegen seinen Schöpfer eingenommen und durchdrungen: folglich betete ihn Adam ohne Cäremonie an. Sein Herz war Gott viel angenehmer, als jener Tempel, welchen Salomo Gott zu Ehren zu einer solchen Zeit bauete, da sich Salomo der Pracht und den Wohllüsten ergab, und sein wohllüstiges Herz von unkeuschen Weibern gegen die Höhe der Berge ziehen ließ. Seinen Gott erkennen, der der einzige Herr der ganzen Natur und der allerhöchste Richter aller seiner Geschöpfe ist: seine unbegreifliche Weisheit demüthig bewundern: Gott lieben, weil Gott die unendliche Liebe und Gütigkeit ist: Gott anbeten, weil er der Allmächtige

tige und der Herr aller Herren ist, das ist der erste Grund und der Innhalt der Religion Adams. Setze nun diesem ersten Grunde den zwoten und letzten Grund hinzu, welchen Adam so wohl verstund und so wohl ausübte, nämlich: seinen Nächsten lieben.

Weis man andere Gesätze und andere Gründe von der ersten Religion, so Adam gehabt? Welche Religion ist viel heiliger, gültiger, einfältiger und ohne Heucheley, zureichender? Dieses war die rechte natürliche Religion, und der Mensch, (in so fern er im Stande der Unschuld geblieben und nicht gefallen wäre) der ihren in sein Herz geschriebenen Lehrsätzen folgte, würde ohne allen Zweifel eines unendlich dauerhaften Glücks mit allen seinen Nachkommen genossen haben.

Gott, dessen Geheimnisse den Erzengeln so wohl als den sterblichen Menschen unerforschlich sind, gab den unschuldigen Menschen ein an sich selbst gleichgültiges und unnöthigscheinendes Gebot, welches aber doch heilig und unverbrüchlich war, weil es Gott geboten hatte. Er verbot den ersten Aeltern einfältig, daß sie die Früchte eines gewissen Baumes im Paradiese nicht anrühren sollten. Adam und Eva konnten einen verbotenen Apfel leicht entbehren, und zwar an einem solchen Orte, wo die ganze Natur ihre Schönheit und ihren Ueberfluß bey-

sammen zeigte. Zwey Menschen, die die einzigen Bewohner der ganzen Welt waren, diesen konnte es gar nicht fehlen, ihren noch unverdorbenen Geschmack zureichend zu vergnügen. Wird man sich jemals zureichend bereden können, daß in einem solchen reinen Herzen, daß in einem Sitz der Unschuld, wie das Herz Adams war, von sich selbst solche strafbare Unbeständigkeit und Abweichungen entstehen konnten. Es war den ersten Aeltern genug, daß Gott zu ihnen gesagt hatte: ihr sollt von der Frucht dieses Baums nicht essen. Der Verstand dieser Worte war klar und deutlich, und der Wille des Herrn der ganzen Natur sollte und mußte für sie das heiligste Gesätz seyn. Es würden sich auch die ersten Aeltern niemals haben gelüsten lassen, sich wider diesen göttlichen Willen zu empören, wenn es dem Teufel nicht glücket hätte, die Worte Gottes gleichsam zu verschleyern und deren wahren Sinn durch falsche und boshaftige Auslegungen zu verdunkeln.

Wir wollen die Geschichte selbst, so wie sie uns Moses erzählt, betrachten, und wir werden sehen, daß der Teufel, seit dem die Menschen sind erschaffen worden, sich Mühe gegeben hat, über die gesunde menschliche Vernunft den Schleyer des Aberglaubens zu hängen, und daß der Teufel der Anführer der rebellischen und abgefallenen Engel ist, die unter seiner höllischen Fahne sich vereiniget haben, die gesunde Vernunft

nunft aus dem menschlichen Herzen zu vertilgen, und ihren Sitz da zu nehmen, wo der Allmächtige wohnen will.

Unter einem Schein des Eifers und der Wahrheit, nahete sich der Feind des ganzen menschlichen Geschlechts zu den glücklichen Bewohnern des Paradieses, und bemühete sich, sie verwirrt zu machen, weil er den Worten des allmächtigen Schöpfers einen unterschiedlichen Sinn beylegte. Eine solche Maxime, worinn dem Feind der Menschen seine Anhänger nachfolgen! Sollte es möglich seyn, sagte damals der Vater der Lügen, daß der Schöpfer der Natur einen solchen entsetzlichen Baum mitten in einen solchen Lustort hätte setzen wollen? Wäre es nicht ein Verbrechen, wenn man sich bereden wollte, daß die unendliche Güte seine Geliebten so leichte hin der Gefahr des Todes und der Verwesung ausgesetzet hätte? Ein Baum, dessen Frucht das allerschönste Geschöpf von der Welt tödten soll? Welcher Gedanke ist das! Gott, der alles gut gemacht hat, sollte er die Natur mit einem so verabscheuungs-würdigen Baume verstellt haben? O! du Mutter des menschlichen Geschlechts, du, an welcher der Schöpfer so viele Schönheiten freygebig vertheilet, laß diese ungerechte Gedanke fahren! Gott hat keinen so gefährlichen Baum können wachsen lassen. Er liebet nur was gut ist. Du, Eva, hast gewiß

gewiß den wahren Verstand seiner Worte nicht recht gefasset, oder es muß seyn, daß er euch mit Fleiß das größte Glück hat verbergen wollen, nach welchem ihr jemals streben könnet. Aber wisse, Eva, daß dieses derjenige Baum ist, der diese wundersame Frucht trägt, welche die Menschen der Gottheit sehr nahe kommen macht, vergöttert und sie Gott gleich macht. Die Welt ist sicher erschaffen, um der ewige Wohnplatz der Menschen zu seyn. Aber wenn ihr von der Frucht des verbotenen Baums esset, von welcher zu essen ihr sagt, daß es euch verboten ist, so werdet ihr in die hohen Himmel geführet werden, und werdet so gar über die Engel herrschen. Und was ist diese Welt mit aller ihrer Schönheit, wenn man sie mit dem Orte, welcher mit unbeleibten Geistern bewohnt ist, in Vergleichung setzt! Wenn eure Augen einmal durch diese wundersame Baumsfrucht werden aufgethan seyn, alsdenn wird dieser Garten für euch weiter nichts als eine bloße Wüste seyn, die euch nur für die Thiere geschaffen zu seyn dünken wird. Armes Geschöpf! du unterstehest dich nicht, ein unrecht verstandenes Gebot zu brechen. Du verstehst nicht, was unsterblich seyn, was ein Bewohner des Himmels und Gott selbst gleich seyn ist. Du furchtsame Frau betrügst dich; ich habe den Willen des Allmächtigen besser verstanden. Zaudere nicht, koste und sey glücklich!

So redete der falsche Ausleger der göttlichen Gebote. Er bemerkte die Wirkung seiner Beredungen; er reichte eben zu der Zeit der Eva die verbotene Frucht, und Eva aß und verschlung mit dem unglücklichen Apfel die Sünde und den Tod. So verführet das Irrlicht den armen Wanderer durch seinen falschen Schein, daß er sich ohnvermerkt vom Wege verirret, und er wird es nicht ehe gewahr, als bis sein gleitender Fuß ihn vor dem Abgrund warnet, in welchen er gestürzet wäre. Eben so verliert sich auch die Wahrheit unter den Händen derjenigen, die, indem sie dieselbige deutlicher machen wollen, selbige in einer Menge seltsamer Gedanken ersticken und gleichsam zu Grunde richten, und sie endlich dem Gesichte der Scharfsichtigen gänzlich entziehen.

Der Feind des ganzen menschlichen Geschlechts verdunkelte zuerst den Willen des Schöpfers: und viele falsche Ausleger haben unbarmherziger Weise die ganze Welt mit Ketzereyen und Irrthümern überschwemmt. Diese unglücklichen falschen Ausleger sind es, welche die grausamsten Kriege angerichtet, und welche, indem sie die Stimmen der Natur unterdrückt, haben sie oftmals einen fanatischen Vater so weit verleitet, daß er seine Hände in das Blut seiner leiblichen Kinder eingetunket und sich damit besudelt hat. Die falschen Ausleger sind nicht zufrieden gewesen, den Schleyer

des Aberglaubens und des Irrthums über die göttlichen Gebote zu ziehen; sie haben auch die Menschen wider ihres gleichen bewaffnet, um alle diejenigen Menschen zu tödten, die nicht zu ihnen treten wollten, und die sich weigerten, ihrer Vernunft gänzlich abzusagen.

Ach! ruft hier mancher vermeynter Missionar, itzo ist es ganz was anders. In den ersten Jahrhunderten legte Gott selbst seine Gesätze und Befehle aus. Gott selbst redete zu den ersten Bewohnern der Erde, wie ein Mensch mit dem andern redet; er selbst erklärte ihnen das, was in seinem Worte dunkel war; aber die Hartnäckigkeit und der Menschen Ungehorsam waren die Ursache, daß Gott eines so mühsamen Amtes gleichsam müde ward. Er ließ seinen Willen den treuen Dienern durch die Offenbarung wissen und ließ sie davon Haushalter seyn. Seit dieser Zeit sind die Propheten und die Priester stets auf einander gefolget; in ihren Mund hat Gott die Wahrheit gelegt, und durch sie hat er die Geheimnisse erkläret. Treue Hüter des Heiligthums, welches die Gebote und die Geheimnisse des Allmächtigen enthält, Gott hat sie mit einer besondern Weisheit versehen, mit welcher sie seine große Weisheit in etwas einsehen können. Der Sohn Gottes hat sie in dieser heiligen Sendung bestätiget, indem er seinen Aposteln und allen denjenigen, die ihnen im Lehramt nachfolgen würden,

würden, das Recht und die Macht gegeben hat, den wahren Sinn seiner heiligen Lehren zu erklären, und dasjenige, was den Unwissenden undeutlich schiene, deutlich zu machen. In unsern Tagen nun, da die Stimme des Ewigen, die auf den Wolken gehet, nicht mehr in das Ohr des Sünders eindringt: da das bestürzte Volk nicht mehr den fürchterlichen Gipfel des heiligen Berges rauchen siehet: da nicht mehr das Feuer vom Himmel, welches sonst die Rebellen verzehrte, die Ungläubigen zittern macht, so würde die ganze Religion unter der Menge der Irrthümer und der vielen Laster untergehen, wenn nicht treue Lehrer die Gotteshäuser von der Stimme des Herrn erschallen ließen. - - - - - -

Ich höre und bin der Meynung, daß eure Lehrarbeit so wohl nöthig als wichtig ist. Kein vernünftiger Mensch wird christlichen Lehrern den besondern Rang streitig machen, welchen sie unter jedem Volke von jeder Nation haben. So viel als wir einig sind, daß die Aufmerksamkeit, die wir für unsern ewigen Zustand haben sollen, viel wichtiger ist als diejenige, die wir für unsern zeitlichen Zustand tragen; so viel als wir eine Religion bekennen, und daß wir sie nöthig und heilig halten, nicht nur in Absicht auf unsere Seele und ihr zukünftiges Glück, sondern auch in Absicht auf unsern gegenwärtigen Zustand und auf den Einfluß,

welchen

welchen sie in die Regierung oder in das Regiment hat; so viel werden wir auch zugestehen, daß es sehr nöthig ist, etlichen unter uns aufzutragen, daß sie sich bemühen sollen, die heiligen Gebote der christlichen Religion in dem Gedächtnisse des Volkes zu erhalten. Und wo ist derjenige Mensch, der einen solchen Menschen nicht in Ehren halten wollte, der sich gewidmet hat, stets für unser ewiges Wohl zu arbeiten und seine Lieblingsneigungen aufzuopfern, um uns mehr durch sein Beyspiel als durch die Kraft seiner Worte zu überzeugen, daß es nicht unmöglich ist, die Pflichten und Schuldigkeiten eines glaubigen Christen zu erfüllen, die nicht mehr als die Pflichten des Menschen sind, er sey welches Standes und welcher Religion er sey?

Es muß aber ein Diener des göttlichen Wortes das Wort Gottes ganz und gar nicht mit seinen eigenen Chimären verwirren. Er muß zugeben, daß seinen Schöpfer von ganzer Seele lieben und seinen Nächsten als sich selbst, an Christum den einzigen Mittler zwischen Gott und den Menschen glauben, der Heiligung aus dem Glauben nachjagen, daß dieses die einzige wahre Religion ist, die überall bekannt, durch die gesunde Vernunft darzu angetrieben, durch Jesum Christum gebilliget und genehm gehalten; der niemals anders selbst geprediget, und der in allen seinen heiligen Re-

den niemals von keinen andern heilsamen Mitteln zu unserer Versicherung der ewigen Liebe und Gnade Gottes geredet hat.

So gewiß es ist, daß alle Völker, alle Menschen in der Welt, das Recht haben, nach der ewigen Seligkeit oder ewigen Glückseligkeit zu trachten, wofern sie gläubig sind: so ist es alsdenn auch möglich, aus dem Glauben seine Pflichten gegen Gott und gegen seinen Nächsten, sc viel als in dieser Schwachheit wegen der Anklebung der Sünde möglich ist, zu erfüllen.

Wenn man von jeder Religion dasjenige wegnimmt, was die Menschen hinzugefügt haben, um sie auszuschmücken, und um sie nach ihren unbilligen Absichten einzurichten, werden uns nur sehr wenige Grundsätze übrig bleiben, die überall einerley und überall für unumgänglich nöthig sind gehalten worden. Die Zehen Gebote Gottes, die Gott den Kindern Israel gab, waren mit öffentlichem Gepränge eine bloße Wiederholung dieses Gesätzes; von welchem Adam das Daseyn in seinem Herzen von dem ersten Augenblicke an, da ihn die Hand seines Schöpfers bildete, empfand. Die Zehen Gebote halten weiter nichts als diese Vorschrift in sich: Liebe Gott und liebe deinen Nächsten als dich selbst. Alle die damaligen Völker, die zu den Zeiten Mosis lebeten, wußten

ten sie ohne Offenbarung und übeten sie vielleicht besser aus, als diejenigen, die unten am Berge Horeb, und so gar in den Augen des Unsterblichen, sich unterstunden, auf ihren Knien vor einem Götzen zu liegen. Man hat in der folgenden Zeit bemerket, daß nach dem Maaß, daß die Cäremonien und die Secten sich unter den Juden vermehrten, sich dieselben von dem wahren Gottesdienste entfernten und vielmehr sich bemüheten, den Anordnungen der Menschen, als dem göttlichen Gesätze, Gnüge zu leisten. Viele Ausleger, um sich die Hochachtung und die Ehrfurcht des Volkes zu versichern, rühmten sich besonderer Offenbarungen, und verkauften den unwissenden Leichtgläubigen Träume, die sie mit Geschicklichkeit und Bosheit ausgesonnen.

Je mehr die Anzahl der Ausleger sich mehrte, je mehr verlor sich die Wahrheit; und wie der Sohn Gottes in die Welt kam, so fand er unter dem Volke Gottes lauter Ketzereyen und fantastische Menschen, die im Verstande verrückt waren. Unser aller Heiland gebrauchte seinen ganzen sichtbaren Lebenswandel in der Welt dazu, die Religion wieder auf ihre ersten Gründe zu bringen; thut Buße und glaubet an mich den Weltheiland, das war seine ganze Lehre, und der Beschluß aller Unterweisungen, die er seinen Jüngern gab, war dieser: Gott und den Nächsten zu lieben. Dieses ist der Innhalt al-

ler Gesätze und der Propheten. Man nehme von dem Gottesdienst der Heiden das Lächerliche weg, so wird man überall den nämlichen Grundsatz finden; nur das Hauptwerk, der Glaube an Christum, fehlte ihnen: und diesen konnte ihnen die bloße gesunde Vernunft nicht entdecken. Ehe viele der so genannten Christen den Heiden die Laster und die Verrätherey durch ihren Lastervollen Wandel und unchristliche Lebensaufführung lernten, waren viele tugendhafte Heiden; heut zu Tage sind sie barbarische Maulchristen.

Alle Völker bilden sich unterschiedliche Ideen von dem Gottesdienste, mit welchem man seinen Schöpfer ehren soll; aber alle Nationen beten Gott wirklich an. So gar wir Christen, die wir alle diejenigen verwerfen, die nicht wie wir denken, wir finden nicht zwey Personen in unserer christlichen Religion, die einerley Meynungen vom Christenthume haben. Wir wollen dennoch billig seyn und einem jeden Menschen die Freyheit lassen, sich die Irrthümer nach seiner Phantasie auszusuchen: wofern er nur in den Grundsätzen der christlichen Religion nicht irrig ist und nicht wider die Wahrheiten derselben streitet.

E N D E.

Unschuldige Pasquinaden

[S.l.] 1770

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Philos.89
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11108927-0
VD18 10981721-004